

SAMUEL ZWEMEL

818981 A

4

Die moslemische Frauenwelt



Allgemeine Missions-Studien

Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Missionswissenschaft

herausgegeben von

Prof. D. Julius Richter / Prof. D. Martin Schluntz

Berlin

Tübingen

Sechzehntes Heft:

Die moslemische Frauenwelt

von Dr. Samuel Zwemer

Verlag C. Bertelsmann Gütersloh . 1933

Die moslemische Frauenwelt

Von Dr. Samuel Zwemer



Verlag C. Bertelsmann Gütersloh . 1933

Druck von C. Bertelsmann Gütersloh
Printed in Germany

**Veröffentlichung der Missionsliterarischen
Verleger-Gemeinschaft**

Mitglieder der Missionsliterarischen Verleger-Gemeinschaft

- Bärenreiter-Verlag** zu Kassel.
Basler Missionsbuchhandlung in Basel.
C. Bertelsmann in Gütersloh, Verlagsbuchhandlung.
Evangelischer Missionsverlag G. m. b. H. in Stuttgart.
Furche-Verlag G. m. b. H. in Berlin N. W. 7.
Heimatdienstverlag in Berlin N. O. 43.
J. C. Hinrichs'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig C. 1.
Missionsbuchhandlung in Herrnhut.
Missionsbuchhandlung Stursberg & Cie. in Neufkirchen.
Missionsbuchhandlung und Verlag Lepsius, Fleischmann und Grauer in Potsdam.
Verlag der Berliner Missionsgesellschaft in Berlin N. O. 43.
Verlag der Buchhandlung der Gohner'schen Mission in Berlin-Friedenau.
Verlag der Deutschen Evangelischen Missions-Hilfe in Hamburg.
Verlag der Evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig.
Verlag der Evangelischen Mohammedaner-Mission in Wiesbaden.
Verlag des Missionshauses in Barmen.

Vorwort.

D. Zwemer ist geboren am 12. April 1867 in Briesland in Michigan, Vereinigte Staaten. Er begann schon 1890 im Dienste der holländischen reformierten Kirche in Amerika seine Missionsarbeit in Arabien und arbeitete 15 Jahre auf verschiedenen Plätzen am Persischen Golf. Er hat während dieser Zeit auch verschiedene unbekannte Teile Arabiens bereist. Er wurde deshalb Mitglied der königlichen englischen geographischen Gesellschaft. Von 1912 bis 1929 arbeitete D. Zwemer in Kairo in engster Fühlung mit den amerikanischen Presbyterianern. Er war gleichzeitig mit der dortigen anglikanischen Mission herzlich verbunden. Auf seine Anregung hin wurde 1906 die erste Mohammedaner-Missionskonferenz in Kairo, die er leitete, abgehalten; sie wurde 1911 in Luſnow und 1924 in Jerusalem wiederholt. Dadurch und durch seine vielen Veröffentlichungen und Reisen wurde D. Zwemer bald der anerkannte Führer der gesamten evangelischen Mohammedanermision der Gegenwart. Er kennt fast die gesamte mohammedanische Welt aus dem Augenschein. Er konnte im Laufe der Jahre Nord- und Südafrika, Syrien, Mesopotamien, Palästina, Persien, China, Englisch- und Niederländisch-Indien bereisen und überall nicht nur mit den Missionaren, sondern auch mit führenden Mohammedanern Fühlung gewinnen. Durch eingehende Besprechungen mit den Mohammedanermissionaren der Gegenwart gewann er einen Überblick über die gegenwärtige Lage, wie ihn neben ihm kein Zeitgenosse besitzt. Er spricht fließend Arabisch und hat auf diesen Reisen bei großen öffentlichen Aussprachen oft einen tiefen Eindruck auf die Mohammedaner gemacht.

Das vorliegende Buch verdankt seinen Ursprung der treuen Mitarbeit seiner Gattin, Frau Amy Elizabeth Zwemer, geb. Wilkes, einer geborenen Engländerin, die bis zu ihrer Verheiratung 1896 in Australien gelebt und später als Missionarin der englischen Kirchenmission in Bagdad bereits den Orient kennengelernt hatte. Eine ganze Reihe von D. Zwemers Schriften sind unter lebendiger Mitarbeit seiner Gattin erschienen. D. Zwemer ist ein außer-

ordentlich fruchtbarer Schriftsteller. Er hat etwa 20 Bücher verfaßt, die in die verschiedensten europäischen und außereuropäischen Sprachen — z. B. in das Indische (Urdu), Chinesische und Arabische — übersezt sind. 39 Jahre seines Lebens hat D. Zwemer im Orient zugebracht. 1930 wurde er als Professor der Religionsgeschichte und christlichen Mission an das theologische Seminar der Presbyterianischen Kirche in Princeton New Jersey berufen. Mit einem großen Stab von Mitarbeitern gibt D. Zwemer die Vierteljahrszeitschrift „The Moslem World“ („Die Mohammedanische Welt“) heraus, die noch heute am besten über die geistigen Strömungen im Islam der Gegenwart und die Bemühungen der christlichen Mission in der mohammedanischen Welt unterrichtet.

Es ist D. Zwemers Lebensanliegen gewesen, die Christenheit zur Predigt des Evangeliums unter den Mohammedanern aufzurufen. Ihn beseelt dabei eine fröhliche Hoffnung und ein aus dem Glauben geborener Optimismus, der vielleicht nicht immer von allen seinen Freunden geteilt wird. Seine Schreibweise ist eine andere wie die, die wir Deutschen in unserer Missionsliteratur gewöhnt sind. Das Herzandringende und Zuversichtliche seiner Darstellung mag in mancher Beziehung besser für die Amerikaner passen als für uns nüchtern denkende Deutschen. Aber man täte D. Zwemer schweres Unrecht, wenn man seine Arbeit leicht hin als Amerikanismus ablehnen wollte. Von jener unruhigen, betriebssamen Art amerikanischer christlicher Kreise, welche meinen, die Christenheit könne in kürzester Frist, wenn sie nur wolle, der gesamten Menschheit erfolgreich das Evangelium verkünden, hat D. Zwemer nichts an sich. Er weiß auch sehr wohl, was vielleicht manche seiner Landsleute vergessen haben, daß Evangeliumsverkündigung nicht verwechselt werden darf mit der Verbreitung westlicher Kultur und wissenschaftlicher Aufklärung. Er weiß, daß das Reich Gottes nicht besteht in irgendeiner sozialen Weltverbesserung.

Daß trotzdem in diesem Buche so viel von Reformen und von dem Eindringen der westlichen Kultur in die Völker des Islams die Rede ist, ist in der gegenwärtigen Lage des Islams wohl begründet. Seit einem halben Jahrhundert ist die mohammedanische Welt dem Ansturm der westlichen, aus dem Christentum, aber allerdings auch aus dem Rationalismus der Vergangenheit und aus dem Säkularismus der verweltlichten Kultur stammenden Ideen ausgesetzt. — Das hat eine geistige Revolution in den führenden Kreisen des Islams heraufgeführt und ganz besonders die Lage der Frauen=

welt in den führenden Schichten des Volkes von Grund aus geändert. Wer heute von der Frau im Islam reden will, kann an dieser Erscheinung nicht vorübergehen. Die Missionsleute aber wissen sehr wohl, daß alle Aufklärung, alle Befreiung der Frau aus den Fesseln der alten moslemischen religiösen Einschnürung und Rechtlosigkeit die moslemische Frauenwelt nicht wirklich zu heben vermag. Kultureller Fortschritt ist natürlich noch lange keine Empfänglichkeit für die Botschaft des Evangeliums. Dennoch müssen wir in der Mission auf diese Bewegung achten, denn das freiere Auftreten der Frau in der modernen Zeit schließt doch eine Fülle von Möglichkeiten, an die Frauen in Schule und Haus heranzukommen, auf. Freilich ist bis heute nur eine dünne Oberschicht in der Frauenwelt von der Reformbewegung ergriffen, aber es handelt sich um die führenden Kreise.

Bethel bei Bielefeld, Herbst 1933.

D. Simon.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Borwort	7
1. Kapitel: Die Welt des Islams	13
2. Kapitel: Die Mohammedanerin	20
3. Kapitel: Reformbestrebungen in den Ländern des Islams	32
4. Kapitel: Der Islam und das Christentum	47
5. Kapitel: Die Mission unter den moslemischen Frauen	68
6. Kapitel: Ermutigende Ausblicke	81
Schluß: Ein Mahnruf an die Christenheit	87
Nachwort	90

1. Kapitel.

Die Welt des Islams.

So stark auch die Wellen einer neuen Zeit die Völker des Islams umbranden, ihr eigentlicher religiöser Mittelpunkt ist noch immer Arabien und die heilige Stadt Mekka. Denn Arabien ist nicht nur die Wiege ihrer Religion und das Land, in dem der Prophet geboren wurde, dort ist auch das Heiligtum, dem sich seit Jahrhunderten der Väter zuwendet und zu dem Jahr für Jahr die Pilgerscharen wallen.

Nach der moslemischen Überlieferung soll Arabien nach dem Sündenfall Adams Heimat geworden sein; hier haben die großen Patriarchen Abraham, Sara, Hagar, Isaak und Ismael gelebt. Die Legende erzählt, daß nach der Vertreibung aus dem Paradies Adam auf einem Berg in Ceylon gelandet sei und Eva in Dschiddah an der Westküste Arabiens. Nachdem die beiden dann noch hundert Jahre umhergewandert waren, trafen sie in der Nähe von Mekka wieder zusammen; hier errichtete Allah für sie eine heilige Stätte, in deren Fundament er einen schneeweißen Stein einfügte. In einer Moschee in Mekka, die an dieser Stelle erbaut sein soll, steht die heilige Kaaba, mit dem berühmten weißen Stein, der aber im Lauf der Zeiten durch die Sünden der Pilger schwarz geworden ist. Dieser Stein wird allen Reisenden gezeigt und auch das Grab der Eva in der Nähe von Dschiddah. Nach einer andern Legende soll die Stelle, an der Mekka steht, gerade unter dem Thron Gottes im Himmel sein.

In Mekka, der Geburtsstadt Mohammeds, erhielt auch das Gesetz, das seit Jahrhunderten das Schicksal der moslemischen Frauen bestimmt hat, göttliche Bestätigung. In dieser Stadt kommen die Gläubigen aus allen Ländern und Völkern und Sprachen zusammen, und unter ihnen befindet sich auch jedes Jahr eine große Zahl von Frauen, die der verschleierten Schwesternschaft des Islams angehören. Der höchste Wunsch einer frommen Mohammedanerin, ob sie nun in Marokko oder in China lebt, ist, einmal in ihrem Leben eine Pilgerfahrt nach dieser herrlichen Stadt zu machen, den Ort zu sehen,

wo die verbannte Hagar stand, um aus dem von Gott erschlossenen Quell Zemzem zu trinken, durch den Ismael neues Leben geschenkt wurde. Sie möchte auch den in die Mauer des berühmten Tempels Bait Allah (Gotteshaus) eingelassenen schwarzen Stein küssen, die Falten des schweren Seidenvorhangs, der das Heiligtum verhüllt, berühren und endlich mit der Menge der Gläubigen das Opferfest im Tale Arafat feiern.

Jede Mohammedanerin wendet sich beim Gebet nach Mekka und beugt sich so tief herab, daß ihr Gesicht die Erde berührt; und wenn der Todesengel Azrael einer Mutter ihr Kind genommen hat, so bettet sie es, in Grabtücher gehüllt, das Gesichtchen auf seiner rechten Hand liegend und nach Mekka gewendet, zu seiner letzten Ruhe.

Alle Gräber, selbst auf den öden Friedhöfen in der Wüste, müssen in der Richtung auf Mekka angelegt sein, deshalb bestattet man seit dreizehn Jahrhunderten in allen mohammedanischen Ländern die Toten in Gräbern, die in weiten konzentrischen Kreisen angelegt sind und wo jedes einzelne Grab nach Mekka gerichtet ist.

Der Stifter der Religion des Islams, die heute etwa 250 Millionen Anhänger haben wird, war der Araber Mohammed, ein Sohn des Abdallah. Er wurde um das Jahr 572 geboren und war in seiner Jugend Karawanenführer; später lebte er als angesehenen Bürger in der Stadt Mekka, die im Hedchas, dem Westküstenbezirk von Arabien liegt. Er war unter heidnischen Arabern und unter Juden, die sich weniger an die Bibel als an den Talmud hielten, groß geworden, aber er hatte auch von Kind auf mit jüdenchristlichen Kreisen und mit Gliedern der syrischen Christenheit, also Nestorianern, die in ganz Arabien in jener Zeit zu finden waren, mannigfache Berührung gehabt. Ihm war zweierlei klar geworden: 1. daß sich die heidnischen Religionen überlebt hatten und 2. daß das Judentum und Christentum, obgleich entartet, doch wohl noch lebenskräftig seien, denn in diesen beiden Religionen wurde der eine Gott verehrt, und der Glaube gründete sich auf ein heiliges Buch. Auf diesen Erwägungen beruhte Mohammeds Entschluß, eine neue Religion zu stiften, in der Allah als der allein wahre Gott gelten sollte und er selbst Mohammed als sein Prophet. Seine Aussprüche sollten als Offenbarungen Gottes angesehen werden, sie galten, im Koran gesammelt, als das heilige Buch Gottes.

Mohammed stand anfangs ganz allein. Seine Frau war der erste Mensch, der an seine Sendung glaubte; bald aber folgten

andere nach, die neue Sekte wuchs und breitete sich aus. Dann setzten Verfolgungen ein und der Prophet mußte seinen Wohnsitz von Mekka nach Medina verlegen. Im Jahr 622 erschien er in der Stadt, die man später die „Stadt des Propheten“, Medina, nannte. Das Jahr von Mohammeds Auswanderung (622), die als Hedschra d. h. Verbannung bezeichnet wird, bildet den Anfang der mohammedanischen Zeitrechnung.

Der nun einsetzende Siegeszug der Lehren Mohammeds, die Bezwingung der wilden Beduinenstämme Arabiens zu Lebzeiten des Propheten, die Niederwerfung aller Nachbarstaaten Arabiens in wenig Jahren ist ein so gewaltiges Geschehen, daß man nicht versuchen kann, es mit ein paar Worten zu erklären. Staatsmännische Befähigung des Propheten, ein skrupelloser, klug berechnender Herrscherville bei ihm und seinen Nachfolgern, lodernde Begeisterung und glühender religiöser Fanatismus der tapferen arabischen Heere kommen zusammen, um eine uneinige, moralisch und geistig minderwertige Staatengruppe in einem wilden Sturm zu zertrümmern. Ein Ruhmesblatt für den Islam, eine Schmach für die Christenheit!

In achtzehn Jahren wurden Syrien, Persien und Agypten erobert. Die Weltgeschichte kennt keine Bewegung, die einen derartig überraschenden und schrecklichen Verlauf gehabt hätte. So ist der Islam zu einer politischen Weltmacht geworden.

Er ist die einzige unter den großen Religionen, die erst nach dem Christentum entstanden ist, die einzige, die den Anspruch erhebt, das Christentum zu vervollständigen und zu ersetzen, die einzige, die in der Vergangenheit dem Christentum empfindliche Niederlagen beigebracht hat und ihm auch jetzt noch die Welt streitig macht.

Wir fragen hier, was bedeutet dieser moslemische Glaube für die moslemische Frauenwelt? Die meisten Befekmerinnen des Islams können wenigstens das berühmte mohammedanische Bekenntnis mit seinen sechs kurzen Glaubensartikeln in arabischer Sprache auswendig hersagen. „Ich glaube an einen Gott, seine Engel, an seine Offenbarung in den Büchern, an seine Propheten, an die Auferstehung der Toten und an die Vorausbestimmung des Guten und des Bösen.“ Auch die fünf Verpflichtungen, die alle Gläubigen im Islam zu erfüllen haben, sind ihnen bekannt: 1. Zeugnis abzugeben, daß Allah der einzige Gott und Mohammed sein Prophet ist; 2. täglich fünfmal Gebete zu verrichten, 3. Almosen zu geben, 4. während des Monats Ramadhän zu fasten, 5. eine Pilgerfahrt nach Mekka zu machen.

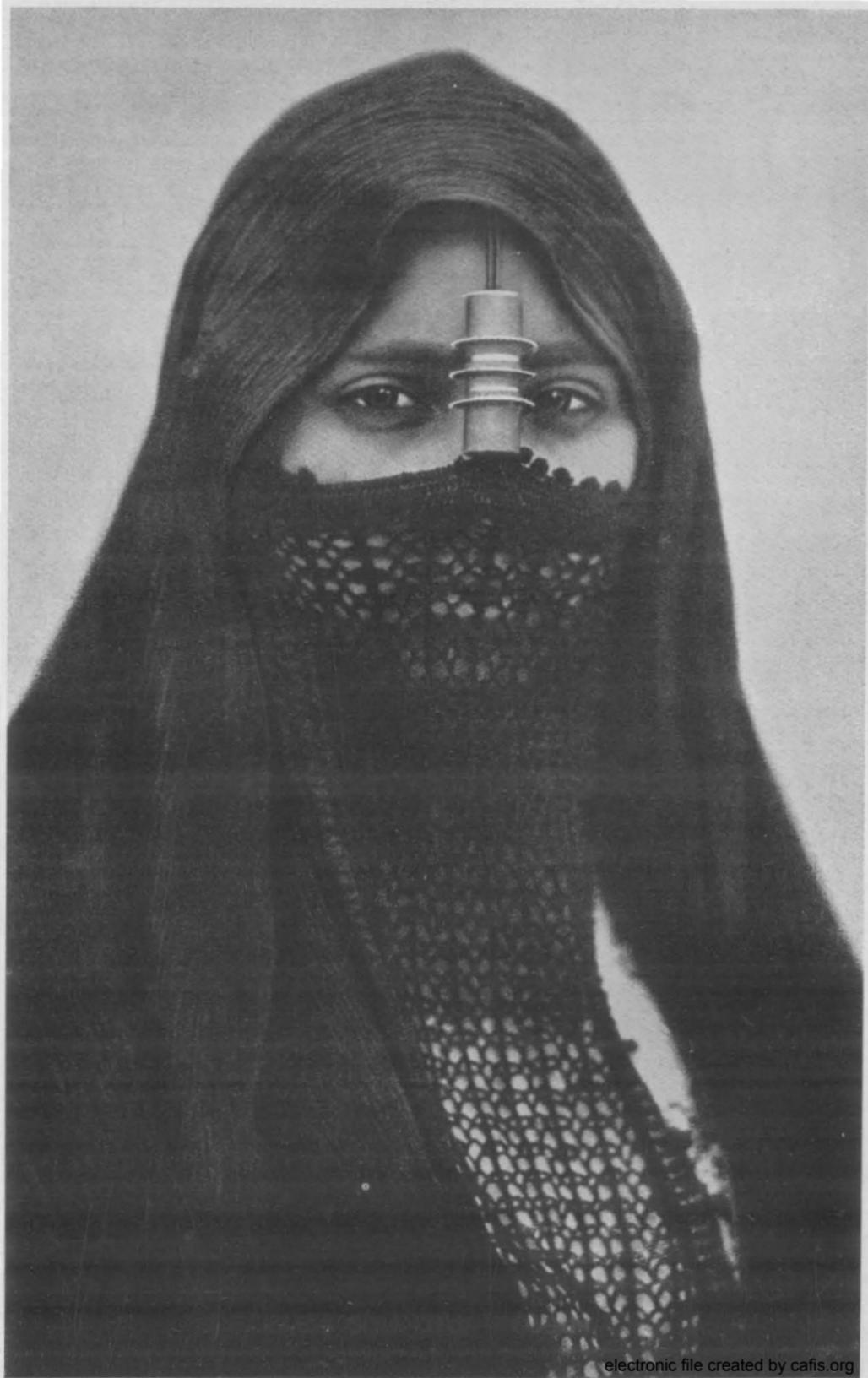
In einigen Ländern und zu gewissen Zeiten in der Geschichte des Islams scheinen die Frauen ihre religiösen Pflichten vernachlässigt zu haben; oft wurde ihnen auch das Recht, diese auszuüben, gar nicht eingeräumt, weil sie für zu unwissend und zu tieffehend galten. Heute jedoch sind die Frauen unter den Pilgern, die nach Mekka wallfahrten, zahlreich vertreten. Bei diesen Mekkapilgern, die aus allerlei Ländern und Völkern stammen und in Rasse und Farbe ganz verschieden sind, besteht trotz der großen Unterschiede eine merkwürdige Gleichförmigkeit und Einheit. Der Islam zeigt sogar nach dem Weltkriege und nach der Aufhebung des Kalifats (1924) immer noch eine auffallende Geschlossenheit der Organisation, wie sie in keiner andern nichtchristlichen Religion zu finden ist. Der Islam ist eine internationale Religion, die weder auf geographische und politische Grenzen, noch auf Rassenunterschiede Rücksicht nimmt. Sie zeichnet sich trotzdem durch eine große Anpassungsfähigkeit aus, durch die allein ihre gewaltige Ausbreitung verständlich wird. Ganz Nordafrika und beinahe ganz West- und Zentralasien stehen unter der Herrschaft des Islams. In Zentralasien trägt das soziale Leben, Literatur, Architektur, Kunst, Sitten und Umgangsformen, den Stempel des Islams. Ein Taschekompaß wird unter dem Namen „Mekkazeiger“ vertrieben, und vor dem Weltkrieg zogen in einem einzigen Jahr 1500 moslemische Pilger von China über den Karakorumpaß, den höchsten Paß der Welt, nach Mekka.

Afghanistan ist in sozialer und moralischer Hinsicht eines der dunkelsten Länder der Erde, voll von Stätten der Grausamkeit; ein bis jetzt noch unbefegtes, wenn auch nicht unbetretenes Missionsgebiet. Neunzig Prozent des Volks kann dort weder lesen noch schreiben, und die Frauen stehen besonders tief. Auch das südlich gelegene Belutschistan ist mohammedanisch; trotzdem ist die ganze islamische Einwohnerzahl von Arabien, Persien, der Türkei, Afghanistan und Belutschistan zusammen nicht so groß wie die Bevölkerung einer einzigen Insel des malaiischen Archipels; Java zählt 35 Millionen Mohammedaner; aber auch in Celebes, Borneo, Sumatra und in den vereinigten Malaiischen Staaten mit ihrem großen Hafen Singapore, sind sie sehr zahlreich. Der Islam in Afrika macht Fortschritte südlich und westlich vom Stromgebiet des oberen Nil, des Niger und sogar bis über den Zambesi hinaus.

Der Islam erstreckt sich also vom Stillen bis zum Atlantischen Ozean. Noch ehe sich das Morgenrot am Himmel zeigt, hören die Frauen der Moros auf den Philippinischen Inseln des Muesin



Moslemische Frau



Ruf zum Gebet, eine Stunde später ertönt er von den Moscheen auf Java, und nach einer weiteren Stunde hört man ihn in den moslemischen Vierteln von Kalkutta; noch eine Stunde, und die Losung „Gott ist groß und Mohammed ist sein Prophet“ erschallt in Bombay, der Stadt, in der es von Mohammedanern wimmelt. So geht es weiter, in Afghanistan und Zentralasien erwachen die Gläubigen vom Schall dieses Rufes. Sechs Stunden sind verflossen seit der erste Gebetsruf auf den Philippinen erscholl, da hört man ihn in Mekka, dann in Kairo, Tripolis, Algier und zuletzt ertönt derselbe Ruf zum Gebet in Freetown in Sierra Leone am Atlantischen Ozean. Wenn man diese weite Verbreitung des Islams bedenkt, der in geistiger, sozialer und sittlicher Beziehung das Leben so vieler Millionen beherrscht und oft sogar da eine innere Einheit zustande bringt, wo äußere Umstände dagegensprechen, fühlt man etwas von der unheimlichen Anziehungskraft, die diese Religion noch heute auch auf die Frauenwelt ausübt. Das ist um so merkwürdiger, als die Lage der Frauen in allen diesen Ländern wahrhaftig nicht glänzend ist.

Einmal sind eine ganze Reihe dieser Länder sehr rückständig; die Frau trägt die Hauptlast der Arbeit in den primitivsten Zuständen. Wie viele moslemische Frauen in Persien, Afghanistan, Arabien, Tibet, in Nordafrika und der Sahara leben noch heute in nomadischer Umgebung. In Belutschistan wandern noch heute die Leute vom Gebirge in die Ebene und umgekehrt. Während des Winters sieht man ihre Ziegenhaartzelte oder Grashütten überall, wo es Wasser gibt. Ihre Habe besteht in Kamelen, Ziegen, Schafen, Eseln, Pferden, manchmal besitzen sie auch ein paar Ochsen. Während der Wanderzeit zieht oft eine ununterbrochene Reihe von Brahmis (ein Stamm in Belutschistan) mit ihren Familien und ihren Herden über die Pässe. Da sieht man z. B. ein beladenes Kamel, auf dem eine Frau mit ein paar Kindern sitzt, während eine Anzahl Hühner, die mit Schnüren an die verschiedenen Gepäckstücke gebunden sind, mit den Flügeln schlagen und versuchen, irgendwo einen festen Halt zu finden. Man erblickt auch wohl einen Esel, dessen Last aus acht oder neun Zicklein oder Lämmern besteht. Ihre Köpfe gucken aus den Satteltaschen heraus, die zu beiden Seiten des Lasttiers herabhängen. Männer, Frauen und Kinder jeglichen Alters führen Kamele, treiben die Herden oder laufen hinter den Eseln her, die vom Weg abgekommen sind, und suchen sie wiedereinzufangen. Abgesehen von ihren Tieren ist der Besitz dieser Menschen sehr

gering. Eine Decke aus Ziegenhaar über drei Pfähle gespannt, bildet das Zelt; ein Stoß Decken dient als Schlafstätte, und wenn Gäste kommen, werden ein paar Teppiche auf den Boden gebreitet, auf die man sich niederläßt. Eine Anzahl Kochtöpfe, eine Mühle zum Kornmahlen, ein Säbel und vielleicht eine Schußwaffe bildet ihre ganze übrige Habe.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die große Mehrzahl der Frauen und Kinder weder lesen noch schreiben kann, daß Unwissenheit und Aberglaube unter ihnen herrschen, und daß nur die körperlich Kräftigen im Kampf ums Dasein nicht unterliegen. Was die häusliche Einrichtung betrifft, so ist nicht viel Unterschied zwischen den Nomaden, die in Zelten, und der Bevölkerung, die in den Dörfern lebt; in den letzteren sind die Wohnungen meist nur durch Löcher in der Wand erhellt, und die Innenausstattung besteht nur in den Schlafstätten und etwas Küchengerät. Ein typisches Dorf aus Lehmhütten an den Ufern des Nil oder Tigris, von Palmenhainen oder grünen Feldern umgeben, sieht wohl auf einer Photographie recht malerisch aus, bei näherer Betrachtung hat es jedoch nicht viel Anziehendes. Gerüche können nicht photographiert werden; überall ist Ungeziefer, Schmutz und Unordnung. Bei kaltem Wetter drängen sich die Kinder in den elenden Hütten zusammen oder sitzen gelangweilt auf bloßer Erde; oft sind ihre Gesichter ganz mit Fliegen bedeckt. Zuweilen sieht man sie draußen mit dem Auflesen von Kuh- oder Kameldünger beschäftigt, den sie in Körben nach Hause tragen; dort wird er von den Frauen zu flachen Kuchen geformt, die zum Trocknen vor dem Haus ausgebreitet werden, um dann im Winter als Brennmaterial zu dienen.

In den persischen Dörfern herrschen ähnliche Zustände. Ein Missionar fragte ein zwölfjähriges Mädchen: „Wie alt bist du?“ — „Bierzig, was weiß ich!“ — „Kannst du lesen?“ Lachend antwortete die Kleine: „Mädchen können nicht lesen!“ Als der Missionar dieselbe Frage an eine danebenstehende Frau richtete, erwiderte diese: „So ist unser Leben; wir schlagen unsere Wäsche auf den Steinen des Flusses, um sie zu reinigen, wir formen den Mist zu Fladen, wir tragen schwere Lasten, wir spinnen, nähen, weben, wir backen und wir machen Käse; wir gebären Kinder und werden allmählich alt und zahlos. Unser Lohn sind Scheltworte und Schläge und wir leben in fortwährender Angst, daß sich der Mann von uns scheidet. läßt. Haben wir da Zeit, lesen zu lernen?“

Durch die Verflavung der Frauen und durch die Vielweiberei ist ein gesundes Familienleben zur Unmöglichkeit geworden. Die Kinder wachsen in einer vergifteten Umgebung voll von Intrigen, sinnlicher Lust und entsetzlicher Schamlosigkeit und Gemeinheit auf. Auch in den paradiesisch schönen Tälern von Kaschmir und in den Ländern, die früher zur europäischen Türkei gehörten, ja selbst in Indien, in Bengalen und dem Pandschab, sowie in China, sind die sozialen und moralischen Zustände in der moslemischen Frauenwelt, von wenigen Ausnahmen abgesehen, noch recht betrüblich. Aber den Gegensatz zwischen den christlichen und den moslemischen Stadtteilen von Konstantinopel äußerte sich einst ein Mohammedaner folgendermaßen: „Wir sind alle stolz auf die Größe und Schönheit unserer Stadt, aber wenn man von einer Höhe auf sie herabsieht, entdeckt man einen auffallenden Unterschied zwischen den einzelnen Stadtvierteln. Da und dort sieht man große Mengen dunkler verwehrloser Holzhäuser; inmitten dieser dunklen Massen erscheinen kleinere Gruppen von hellen, hübschen gut erhaltenen Häusern, die aus Stein oder Backstein gebaut sind. Dieser Gegensatz schmerzt und beschämt mich, denn die heruntergekommenen Häusergruppen kennzeichnen die mohammedanischen Stadtviertel, und in den freundlich aussehenden Häusern wohnen die Christen.“

Gewisse wirtschaftliche Vorteile mögen entlegenen Landstrichen durch das Eindringen des Islams gebracht worden sein, doch sagt z. B. ein Gouverneur von Französisch-Dahomey, in den Gegenden, die unter seiner Verwaltung ständen, hätten die Mohammedaner keine neuen Handwerke und Betriebe eingeführt und auch nichts zur Entwicklung der einheimischen Hilfsquellen getan. Dies gilt fast für die meisten Länder, die durch Eroberung oder durch Propaganda unter die Herrschaft des Islams gekommen sind. Wenn auch unter den wilden Stämmen Afrikas, die sich in neuerer Zeit zum Islam bekehrt haben, sich gewisse äußere Zeichen von Kultur zeigen, etwa in der Kleidung, so bleiben diese meist recht oberflächlich; Roheit, Wollust und Grausamkeit bestehen weiter.

2. Kapitel.

Die Mohammedanerin.

Um die Stellung der Frau in dem mohammedanischen System sowohl in der Theorie als in der Wirklichkeit verstehen zu können, muß man auf den Koran, das heilige Buch des Islams, verweisen. Der Moslem glaubt, daß Mohammed in einem Zustand der Verzückung direkt vom Himmel die Offenbarungen und Vorschriften erhalten habe, aus denen später der Koran entstanden ist. Alles darin hat gleichen Wert, von der erhabensten Lehre an bis zum Kleinlichsten Gebot. Wenn Mohammed die Erhabenheit Gottes schildert, und wenn er sagt, daß es ihm erlaubt sei, die geschiedene Frau seines Adoptivsohnes zu heiraten, so ist das alles gleichwertig, denn es ist vom Himmel geoffenbart.

Da der Koran in der moslemischen Welt noch wenig von der modernen Kritik angefochten worden ist, sondern im großen und ganzen dasselbe Ansehen wie zur Zeit seiner Entstehung im 7. Jahrhundert besitzt, so müssen wir uns mit seinen Lehrsätzen etwas bekannt machen, wenigstens soweit sie die Stellung der Frau im Islam regeln.

Welche Stellung nimmt die Frau im Koran ein? Man hat irrtümlicherweise behauptet, daß Mohammed gelehrt habe: „Die Frau hat keine Seele.“ Daß dies nicht der Wahrheit entspricht, beweist der Koran selbst, der sich an Männer und an Frauen wendet, und der vieles enthält, was sich auf die an Gott und an die Botschaft Mohammeds glaubenden Frauen bezieht. Nicht nur Maria, die Mutter Jesu, wird hoher Ehren gewürdigt, sondern auch andere Frauen, die als Heilige in dem mohammedanischen Kalender stehen. Mann und Frau werden für das Gute, das sie tun, belohnt. Ehrbarkeit ist die größte Tugend der Frau; es wird ihr befohlen, den Schleier zu tragen, und diejenigen, die eine tugendhafte Frau in Berruf bringen, soll eine schwere Strafe treffen. Söhne und Töchter sind eine Gabe Gottes; Mohammed tadelt die Eltern, die bei der Geburt eines Mädchens jammern, er ist empört, daß die heidnischen Araber oft kleine Mädchen lebendig begraben. Doch sind die Töchter

den Söhnen nicht gleichwertig, sie erhalten deshalb auch nur eine Hälfte des Erbteils; auch ist vor Gericht das Zeugnis von zwei Frauen zur Widerlegung des Zeugnisses eines Mannes nötig.

Die wichtigsten Lehren des Korans, die Frauen betreffend, beziehen sich auf die Heirat, die Scheidung und die Hausflavinnen. Das Wort, das der Koran für Heirat gebraucht, heißt „Nikah“; ein unfeiner Ausdruck, der nur das Physische der Ehe kennzeichnet, der deshalb in gebildeter Gesellschaft nicht mehr gebraucht wird. Der Koran lehrt, daß die Ehe nur dazu diene, Kinder zu zeugen und die Rasse zu vermehren. Die Frau soll mit Liebe und Zärtlichkeit behandelt werden. Die Heirat mit einer Jüdin oder Christin ist gesetzlich erlaubt, aber nicht die mit einer Heidin. Es gibt eine Liste verbotener Verbindungen, z. B. die Heirat mit der Frau des Vaters ist nicht erlaubt, während mit der Frau eines adoptierten Sohnes eine Ehe eingegangen werden kann. Die Vielweiberei wird im Koran gebilligt, sowohl für diese Welt als für das Jenseits. „Ihr könnt, wenn ihr wollt, zwei, drei oder auch vier Frauen heiraten; doch wenn euch die Mittel dazu fehlen, so heiratet nur eine, oder was eure rechte Hand besitzt, d. h. Hausflavinnen. Obgleich Mohammed durch dieses Gesetz die Vielweiberei regelte und beschränkte, wurde diese Einschränkung weder in seiner eigenen Ehe noch in der seiner unmittelbaren Nachfolger beachtet.

Alle Frauen sollen die gleichen Rechte haben, und bei der Verheiratung von Waisenkinderchen soll besonders sorgfältig verfahren werden. Witwen dürfen erst nach vier Monaten und zehn Tagen eine neue Ehe eingehen. Bei der Heirat erhält das Mädchen von ihrem Gatten ein Brautgeschenk, das ihr Eigentum bleibt, wenn sie nicht im Fall einer Scheidung freiwillig darauf verzichtet. Für diese Fälle gibt es eine Unmenge ausführlicher und widerlicher Bestimmungen, von denen wir nur folgende anführen. — Zwischen Trennung und endgültiger Scheidung müssen vier Monate liegen. Nachdem aber der Mann die Scheidung dreimal ausgesprochen hat, kann die Frau erst dann wieder zu diesem zurückkehren, wenn sie in der Zwischenzeit mit einem anderen Mann verheiratet war. Wollen dann die Geschiedenen wieder zusammenleben, so soll ihnen kein Makel anhaften, weil sie die göttlichen Gebote erfüllt haben. (Vgl. Koran 2, 230.)

Auf diese Weise hat der arabische Prophet seine Lehre von der Ehescheidung als ewig gültiges Gesetz festgelegt. Der Koran bezeugt aber, daß sich Mohammed durch seine eigene Ehegesetzgebung beengt

fühlte. Seine Familienverhältnisse waren allgemein bekannt. Die Frauen des Propheten werden die „Mütter der Gläubigen“ genannt, und keine von ihnen durfte sich nach seinem Tod wieder verheiraten. In der Öffentlichkeit mußten sie sich sorgfältig verschleiern, um ein Beispiel der Sittsamkeit zu geben, denn „Allah kennt ihr Tun“ (Koran 24, 31).

In welcher Lage sich die Frauen aber in Wirklichkeit befinden, das kann man am besten aus jener merkwürdigen Sammlung von Erzählungen entnehmen, die als „Hadith“ oder Überlieferung bezeichnet wird. Sie ist der Talmud des Islams und für die Anhänger des Propheten ebenso maßgebend wie der Koran selbst. Die Hadithbücher bilden zugleich auch die Unterhaltungsliteratur jedes moslemischen Heims. Von Mohammed wird berichtet, daß er zwölf Frauen gehabt habe, und eine von ihnen, Aischa, erzählt folgendes: „Als mich der Prophet heiratete, war ich sechs Jahre alt und spielte noch mit andern kleinen Mädchen, diese liefen davon, wenn der Fürst zu mir kam, weil sie sich schämten.“ Wenn der Prophet auf Reisen ging, ließ er gewöhnlich seine Frauen darum lösen, welche ihn begleiten durfte.

Im Lauf der Jahrhunderte hat sich die Lage der Frauen immer mehr verschlechtert, denn das Beispiel Mohammeds und seiner unmittelbaren Nachfolger hatte einen viel größeren Einfluß als die gesetzlichen Vorschriften. Aus dem berühmten Gesetzbuch „Minkaj at-Talabin“, das in der ganzen moslemischen Welt Geltung hat und kürzlich sogar ins Englische und Französische übersetzt worden ist, führen wir einige Paragraphen an, die sich auf die Ehe und die Ehescheidung beziehen:

„Ein Vater kann nach eigenem Gutdünken über die Hand seiner Tochter verfügen, er braucht sie nicht um ihre Einwilligung zu fragen; auch ihr Alter spielt keine Rolle, vorausgesetzt, daß sie noch Jungfrau ist. Doch ist zu empfehlen, daß er mit ihr über den zukünftigen Gatten berät.“ — „Ein Sklave darf nicht mehr als zwei und ein freier Mann nicht mehr als vier Frauen zu gleicher Zeit besitzen. Heiratet ein freier Mann fünf Frauen auf einmal, so ist die Ehe mit allen ungültig, heiratet er aber eine nach der andern, so ist nur die letzte Ehe ungültig. Er darf jedoch ein fünftes Weib nehmen, wenn er sich von einer der andern Frauen hat unwiderruflich scheiden lassen.“ — „Ist eine Frau ihrem Mann ungehorsam, so soll er sie zuerst warnen; liegt aber dem Ungehorsam eine bestimmte Absicht zugrunde, so soll er sie einsperren, aber nicht

Schlagen; doch bei wiederholtem Ungehorsam kann er körperliche Züchtigung anwenden.“

Eine Ehe wird nach den folgenden gesetzlichen Bestimmungen geschlossen: „Hat sich der Mann ein Mädchen zur Ehe erwählt, so erlaubt ihm das Gesetz, sie zu sehen. Er geht, von einigen Freunden begleitet, in das Haus des Heiratsvermittlers, um dort den Betrag des Brautgeschenks festzusetzen; dies geschieht meist einige Tage vor der Hochzeit. Man nennt dies ‚den Kontrakt schreiben‘. Gegenseitige Zustimmung in der Anwesenheit von Zeugen genügt, um die Ehe gesetzlich gültig zu machen. Am Hochzeitstage begibt sich der Bräutigam mit einigen Freunden an den zur Eheschließung bestimmten Ort. Zwei zuverlässige Zeugen müssen zugegen sein. Die Anwesenden sagen das erste Kapitel des Korans her, und der Bräutigam überreicht das Brautgeschenk. Darauf setzt sich dieser dem Heiratsvermittler gegenüber auf den Boden, und sie reichen einander die rechte Hand, wobei sie die ausgestreckten Daumen gegeneinanderpressen. Der Richter (Rabi) breitet ein Tuch über beider Hände und hält eine Ansprache, die aus Ermahnung und Gebet besteht; er zitiert dazu Stellen aus dem Koran und der Überlieferung, die von dem Segen und dem Nutzen der Ehe handeln. Dann fordert er den Vermittler oder den Vormund der Braut auf, die Formel zu sprechen: ‚Ich gebe dir meine Tochter gegen die festgesetzte Summe des Brautgeschenks zur Ehe;‘ und der Bräutigam erwidert: ‚Ich empfangе sie von dir zur Ehe;‘ nehme sie unter meine Obhut und verpflichte mich, ihr stets Schutz zu gewähren; und ihr, die ihr zugegen seid, sollt Zeuge sein.“

Was ein solches Versprechen wert ist, sehen wir an Mohammeds eigenem Enkel Hassan; dieser heiratete nacheinander neunzig oder hundert Frauen, nachdem er sich von einer jeden wegen geringfügiger Ursachen hatte scheiden lassen.

Trotzdem behaupten moderne Verteidiger des Islams, Mohammed habe den Frauen Rechte zugesichert, die sie vorher nicht besessen hätten, habe sie vor dem Gesetz den Männern gleichgestellt und die Vielweiberei dadurch eingeschränkt, daß er dem Mann nur vier Frauen zu gleicher Zeit erlaubte und es ihm zur Pflicht gemacht habe, alle als gleichberechtigt zu behandeln.

An der unwürdigen Stellung der moslemischen Frau ist also Mohammed selbst schuld, er hat seine eigenen Vorschriften nicht befolgt. Man verteidigt ihn damit, daß er als Prophet, als Politiker, als Führer eine Ausnahmestellung eingenommen habe, aber man

darf nicht vergessen: hätte er nach dem Tod seiner ersten Frau weiter in der Eihe gelebt, hätte er seine Frauen unverschleiert gehen lassen, wie es damals Sitte war, so wäre jeder Moslem wie in allem andern, auch darin dem Beispiel des Propheten gefolgt, d. h. die Eihe wäre im Islam Regel geworden und die Verschleierung der Frau, an der nur die wahnsinnige Eifersucht Mohammeds schuld war, wäre nie aufgetommen.

Die Stellung, die die Frau in der mohammedanischen Literatur einnimmt, ist im ganzen eine höchst unwürdige, ob wir persische oder arabische Dichtungen, türkische Märchen, maroffanische Volkslieder, oder die Abenteuer der Helden in „Tausend und eine Nacht“ lesen; nur sehr selten erscheint das Bild des Weibes in reiner und edler Gestalt; dagegen wird die Frau oft als die Ursache alles Übels in der Welt hingestellt, deshalb ist auch die Hölle hauptsächlich für das weibliche Geschlecht da. Der Frau bleibt schließlich nur der Zauber der Schönheit, die ihr Allah verliehen hat, damit sie dem Mann schon in seinem irdischen Dasein den Vorschmack der paradiesischen Freuden gewähre.

Gewiß darf man nicht alle körperlichen und seelischen Leiden der moslemischen Frauenwelt dem Islam zur Last legen, aber vieles davon ist auf seinen Einfluß zurückzuführen. Eine Ärztin, die im Dienst der ärztlichen Mission in Ost-Arabien die Verhältnisse genau kennengelernt hat, schreibt darüber: „Je länger ich unter den Mohammedanerinnen arbeite, um so deutlicher sehe ich, wie viele der körperlichen Leiden bei den Frauen mittel- oder unmittelbar auf den Einfluß des Islams zurückzuführen sind. Die Frau ist Eigentum des Mannes, sie ist nur zu seinem Vergnügen da und um ihm Kinder zu gebären. Wird sie dazu unfähig, vielleicht durch Krankheit, deren Ursache oft das Eingesperrtsein in kleine ungesunde Räume oder die barbarische Behandlung im Wochenbett ist, so kann der Mann das Weib beiseiteschieben oder sich von ihr scheiden lassen. Im besten Fall gewährt er ihr ein ödes Dasein in seinem Haushalt, dem schon wieder eine neue Frau vorsteht.“

Vom Standpunkt der Menschlichkeit und der Zivilisation betrachtet, erscheint der Brauch und die Duldung der Kinderehe als das schlimmste Übel im Islam. Die Heirat von Knaben und Mädchen ist gang und gebe, und ebenso die Verheiratung von jungen Mädchen mit viel älteren und sogar ganz alten Männern. Eine Missionsärztin schreibt von Indien: „Die traurigsten Fälle, die man hier zu behandeln hat, kommen bei jungen Mädchen vor, die schon in



Moslemische Frau aus Algier



den Jahren, wo sie noch Schulkinder sein und sich am Spiel erfreuen sollten, infolge dieses Mißbrauchs körperlich schwer geschädigt worden sind.“ Dr. Belgrave, einer der wenigen Reisenden, die die Oase Siwa, südlich von Tripolis, besucht haben, wo der Islam vom europäischen Einfluß noch ganz unberührt ist, sagt: „In Siwa nimmt die Frau eine sehr niedrige Stellung ein; sie gilt weniger als ein Esel, und an Geldwert steht sie noch unter einer Ziege. Es herrscht hier ein eigenartiger Brauch, der vollständig von der unter den Arabern und Ägyptern gebräuchlichen Sitte abweicht. Es ist nämlich ein bestimmter Preis für das Weib festgesetzt. Dieses sogenannte Heiratsgeld, das der Mann den Eltern seiner zukünftigen Frau bezahlen muß, beträgt immer 120 Piaster = 25 Mark. Ob das Mädchen jung oder alt, reich oder arm, Jungfrau oder Witwe ist, ob sie sehr schön ist, was selten vorkommt, oder sehr häßlich, was meistens der Fall ist, macht keinen Unterschied; ein solcher besteht nur in den Kleidern, die der Bräutigam der Braut zur Aussteuer gibt und deren Wert von seinem Vermögen abhängt. Die Männer heiraten mit sechzehn Jahren und die Mädchen zwischen neun und zwölf, so daß ein elfjähriges Kind schon mehrmals verheiratet und wieder geschieden sein kann. Diese Zustände werden, als der Landesitte entsprechend, für durchaus richtig angesehen, doch dürfte es nicht immer leicht festzustellen sein, wer augenblicklich dieses oder jenes Mannes Weib ist. Für den Prozentsatz von Geburten sind diese Zustände natürlich von verheerender Wirkung.“

Wer die moslemischen Ehescheidungs-gesetze kennt, sieht sofort, daß sie darauf angelegt sind, die Scheidung für den Mann leicht zu machen und für die Frau zu erschweren, ferner den Mann zu entlasten, wenn die Frau Anspruch auf den Unterhalt eines Kindes macht, auch wenn seine Vaterschaft außer Frage steht. Deshalb ist für die geschiedene Frau eine „Beweiszeit“ vorgeschrieben, ehe sie sich wieder verheiraten darf. Überhaupt ist bei allen Scheidungs-gesetzen die Frau der am meisten geschädigte Teil.

Unter diesen Umständen ist es ganz natürlich, daß bei den Frauen Eifersucht, Mißtrauen und Argwohn herrscht; sie überwachen sich gegenseitig und wachen auch sehr ängstlich über ihre eigenen Kinder. Das hat seinen guten Grund, denn kinderlose Frauen haben oft aus Neid auf ihre Rivalinnen, die der Mutterschaft entgegenstehen, sich nicht gescheut, ein Verbrechen zu begehen. Wie oft wird in einem Harem zu Gift gegriffen und dann Cholera vorgetäuscht, da die erste Wirkung von Arsenik und andern Giften ähnliche Erscheinungen

hervorruft. Da man zu den Harems keinen Zutritt hat, ist es schwer, solchen Verbrechen auf die Spur zu kommen. Einmal kam ein junges Weib zu einem Beamten, um sich über ihren Mann zu beklagen, der sich eine dritte junge Frau genommen und sie, die erste Frau, verstoßen hatte. Der Richter bemühte sich, den Mann, der einen guten Ruf hatte, zu bewegen, der Frau wenigstens die gesetzlichen Rechte zu gewähren. Als dieser die Gründe dafür angehört hatte, rief er plötzlich aus: „Versucht nicht, die Frau zu verteidigen, Herr, sie ist es nicht wert, sie hat die zwei Kinder meiner andern Frauen vergiftet.“

Das düstere Bild, das die moslemische Frauenwelt bietet, wäre unvollständig, wenn man nicht noch zwei Dinge erwähnte, die allenthalben Angst und Schrecken verbreiten; es ist der Glaube an die Dschinn (bösen Geister) und der Glaube an die Zaubermittel, durch die man sich vor den bösen Geistern schützen kann. Das ungeheure Gebiet des Aberglaubens, der die moslemische Frauenwelt in seinem Bann hält, liegt noch wie ein unbekanntes und unerforschtes Land vor uns, von dem wir nur die Küste kennen.

Der volkstümliche Islam mit seinem Glauben an Zauberei, an Talismane, heilige Bäume, Kobolde, Hexen und Geister ist durchaus primitiv, doch ist auch dieser Glaube im Koran verankert, der z. B. ein besonderes Kapitel (72) über die „Dschinn“ enthält. Lautes Pfeifen oder Flötenblasen lockt die Dschinngeister, und deshalb hält man solche Geräusche für unheilbringend. Schon in der vorislamischen Zeit glaubte man, daß die Dschinn gewisse Stätten als Aufenthaltsorte bevorzugen, z. B. Friedhöfe und Hintergebäude. Beim Betreten solcher Orte muß man also eine Zauberformel sprechen, um den bösen Geist zu vertreiben. Zur Nachtzeit sind die Dschinngeister besonders am Werk; sobald der Morgenstern erscheint, verschwinden sie. Man läuft auch Gefahr, sie zu beunruhigen, wenn man bei einem Hausbau oder beim Suchen nach einer Quelle den Boden aufgräbt. Sooft Mohammed sein Feldlager wechselte, mußte der Ruf „Gott ist groß“ erschallen, der die Geister vertreiben sollte. Auch im Wirbelwind sind die Dschinn, und wenn der Hahn kräht oder ein Esel schreit, so denkt man, daß diese Tiere ihre Anwesenheit wittern. Auch andere Tiere, die Hyäne, der Wolf, der Rabe, der Wiedehopf und die Eule, spielen bei diesem Aberglauben eine Rolle. Besonders nahe Beziehungen bestehen zwischen den Dschinn und der Schlange, in einer jeden soll ein guter oder ein böser Geist wohnen. Alle Mohammedanerinnen glauben auch an

den „Doppelgänger“ (Karineh), der besonders den Kindern gefährlich ist. Er ist ein boshafter, eifersüchtiger Geist, der körperliche und seelische Leiden verursacht. Man kann ihn nur durch Zauberformeln bannen. Gegen diesen bösen Geist, gegen dieses „zweite Ich“, müssen die Kinder Perlen, Amulette und Talismane tragen. Durch Eifersucht, Haß und Neid treibt dieses „zweite Ich“ Mann und Frau, sich nicht mehr zu lieben. Es ist schuld, wenn eine Frau kinderlos bleibt. Es richtet überhaupt über jung und alt unaussprechliches Elend an. Oft nimmt der Karineh die Gestalt eines Hundes, einer Katze oder eines anderen Haustieres an. Dieser Glaube ist so allgemein, daß in Ägypten weder ein Moslem noch ein Kopte es wagen würde, nach Sonnenuntergang eine Katze zu mißhandeln.

Der Verkauf von Amuletten jeder Art wird in Kairo ganz in der Nähe der Universität El Azhar betrieben; und Studenten und sogar Professoren sorgen dafür, daß sich dieses Geschäft lohnt. Ein sehr beliebtes Amulett, das in vielen Tausenden hergestellt und von Kairo aus nach Nord- und Zentralafrika und den Ländern des Ostens verschickt wird, heißt: „Das Amulett der sieben Sprüche Salomos.“ Es ist ein etwa ein Meter langer und fünf Zentimeter breiter bedruckter Papierstreifen, der teils rot, gelb, grün oder mit Goldfarbe bemalt ist. Er wird zusammengerollt, in eine mit Silber verzierte Lederkapsel gesteckt und von Männern, Frauen und Kindern getragen. Dieses Amulett bewahrt vor den Dschinn und vor Krankheit, ist ein Schutz bei Reisen zu Land und zur See und eine Hilfe bei Verhandlungen mit Beamten, beim Ein- und Verkauf und bei Liebesangelegenheiten.

Eine eigenartige Zeremonie der Geisterbeschwörung, die noch heute gebräuchlich ist, hat der Islam vom afrikanischen Heidentum übernommen, man nennt sie „Zar“ (sprich: saar). Durch den Einfluß gebildeter Mohammedaner und durch die Presse wird versucht, diesem Unfug zu steuern, bis jetzt ohne Erfolg. Eine Missionarin in Arabien schreibt: „Es gibt verschiedene Häuser, in denen die Geisterbeschwörungen vor sich gehen; jedes Haus hat seinen besonderen Namen und besondere Zeremonien. Das größte und kostspieligste heißt Bait-el-Zar. Ist eine Frau geisteskrank geworden oder an einem schweren unheilbaren Leiden erkrankt, so wird sie in ein solches Haus geführt; die Sachkundigen werden zusammengerufen und die Behandlung, die oft tagelang währt, wird in Angriff genommen. Die Geldsumme, die von dem Patienten erpreßt wird,

ist ungeheuer hoch, so daß sich eigentlich nur reiche Leute dort behandeln lassen können. Mit armen Patienten macht man nicht so viel Umstände; sie werden geschöpft, oder mit einem glühenden Eisen gebrannt, das ist dann weniger kostspielig.“

In Kairo hat eine Frau Ruschdi Pascha eine solche Zeremonie, durch die ein böser Geist ausgetrieben werden sollte, mitangesehen und beschreibt sie folgendermaßen: „Musik, Tanz und eine Mahlzeit bilden die Einleitung. Dann wird Weihrauch angezündet und die Besessene tüchtig eingeräuchert. Ist dies geschehen, so beginnt der Tanz von neuem. Nun wird ein Widder hereingebracht, mit dem die Kranke dreimal die Runde in dem Raum machen muß; sie taumelt dabei wie eine Betrunkene und schließlich schleppt sie den Widder vor die Tür, wo er geschlachtet wird. Sodann kehrt die Kranke wieder in den Raum zurück, von einer ‚Goudia‘ begleitet, die ein Servierbrett trägt, auf dem mit Blut besprengte Schmucksachen liegen; und alle Anwesenden werden mit Blut besprengt. Die Luft ist von Rauch und Dunst erfüllt. Schließlich fallen die Frauen auf den Boden und die Goudias gehen von der einen zur andern, hauchen sie an, berühren ihre Ohren und flüstern ihnen Worte zu, die wohl aus dem Koran stammen. Nach einiger Zeit nehmen sie, als ob nichts geschehen wäre, ihre alten Plätze wieder ein.“ All die Gegenstände wie Mützen, Gürtel, Masken, Dolche, die bei diesen Zeremonien gebraucht werden, sind in Spezialgeschäften in Kairo zu haben.

Die Stellung der Frau in den vom Islam beherrschten Ländern ist natürlich nicht überall gleich, sondern durch Klima, Rasse und durch die Regierungsform des betreffenden Landes bedingt; auch macht sich in einigen Gegenden der Einfluß der Zivilisation schon etwas geltend.

In Marokko gibt es z. B. noch viele Frauen der besseren Stände, die ihr Leben lang die vier weißgetünchten Wände ihres Harems nicht verlassen, bis man sie im Sarg hinausträgt. Ehescheidungen sind an der Tagesordnung, sie werden aber sehr leicht genommen. Die Vielweiberei gibt den Anlaß zu Zanf und Streit und allerhand Intrigen und ist auch oft die Ursache, daß Giftmorde begangen werden.

Eine moslemische Frau, die vierzig Jahre in Ägypten gelebt hat, schildert das Schicksal ihrer Glaubensgenossinnen wie folgt: „Bei der Geburt unwillkommen, als Kind vernachlässigt, als Frau ungeliebt, als Mutter nicht ehrerbietig behandelt, im Alter unversorgt und beim Tod unbetruert.“ Doch ist in Ägypten ein großer Fortschritt zu verzeichnen; es gibt fast keine Hausflavinnen mehr und

die Vielweiberei ist im Aussterben begriffen, denn der gebildete Mohammedaner schämt sich ihrer.

In Persien gibt es zweierlei Ehen. Die eine ist auf Lebensdauer geschlossen, die andere nur auf eine bestimmte Zeit, bei der letzteren kann sich ein Mann beliebig viel Frauen halten. Es besteht sogar noch eine dritte Form der Ehe, eine sogenannte „Vertrags-ehe“ zwischen Junggesellen und Frauen, die nicht Mütter werden können. Die Betreffenden werden durch eine religiöse Zeremonie verbunden, bei der auch die Geldfrage und die Dauer der Ehe vereinbart wird; diese kann auf Monate, aber auch nur auf Tage oder Stunden geschlossen werden. Diese Heiraten gelten für ganz anständig.

In Buchara in Zentralasien bekommt man die Frauen eigentlich gar nicht zu sehen; sie leben in einem völlig abgeschlossenen Teil des Hauses, haben oft sogar ihren eigenen Hof und eigenen Teich. Kein Mann sieht eine andere Frau als die seine, denn auf der Straße gleicht das Weib einem wandelnden Sack. Nur am frühen Morgen oder bei einbrechender Nacht sieht man die Frauen hin und wieder verstoßen hinausgeschleichen, um Wasser zu holen. Sie erschrecken, wenn sie einen Fremden erblicken, und verschleiern sich so schnell als möglich. Die Kinder, die reichlich vorhanden sind, leiden fast alle an kranken Augen infolge des furchtbaren Schmutzes, in dem sie leben, und der vielen Fliegen, die besonders die wehrlosen kleinen Kinder plagen. Diese Frauen machen eigentlich den Eindruck von Kindern, und in abgelegenen Gegenden sogar von recht verwilderten Kindern. In den Dörfern herrscht ein unbeschreiblicher Schmutz, denn die Frauen stehen auf einer noch viel niedrigeren Stufe als die Männer; sie sind auch ein ganz billiger Artikel; ein Mann kann eine Frau für ein paar Schafe und eine kleine Geldsumme oder auch für ein Pferd erwerben.

Bei den wilden Stämmen an der afghanischen Grenze würden wir ähnliche Verhältnisse erwarten, doch findet man auch wirklich edle Züge bei diesen rauen Bergvölkern. Ein Missionsarzt schreibt über sie: „Trotz der untergeordneten Stellung, die die afghanische Frau einnimmt, und trotz ihrer krassen Unwissenheit und ihres Aberglaubens gilt sie doch viel in ihrem eigenen Heim und hat mehr Einfluß auf die Kinder als der Vater. Allerdings leidet die Frau sehr unter der Grausamkeit und entsetzlichen Eifersucht der Männer. In den unteren Schichten der Bevölkerung zwingen die kärglichen Verhältnisse die Weiber zu äußerst harter Arbeit, die ihnen der Mann nicht erleichtert oder gar abnimmt — das wäre unter seiner

Würde. Auf der Wanderschaft wird der Frau alles aufgebürdet; sie muß das Hausgerät und die Kinder schleppen und noch dazu die Lasttiere antreiben, während ihr Herr und Gebieter nur seine Flinte trägt und höchstens seiner Frau eines der Kinder einmal eine Zeitlang abnimmt. Man darf die Männer aber nicht hartherzig schelten, sie folgen einfach dem alten Brauch und Herkommen.“

In China haben die Frauen ihre eigenen Moscheen; von zehn Moscheen in Tschaukiako sind drei ausschließlich für Frauen bestimmt, und diese haben auch den Dienst in denselben zu verrichten. Das ist eine höchst auffallende Bevorzugung der Frau, die wohl im Islam einzigartig dasteht. Auch sonst ist die Frau augenscheinlich höher geachtet als sonst im Islam. Nach der Hochzeit darf der Gatte vor Jahresfrist weder eine lange Reise unternehmen noch sich eine Nebenfrau zulegen ohne die Zustimmung seiner Frau. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache und ein Beweis für den guten Einfluß der konfuzianischen Sittenlehre, daß man in der chinesischen moslemischen Literatur keine Anspielungen auf die Paradieseschilderung des Koran antrifft.

Die javanischen Frauen stehen höher als die Frauen in andern mohammedanischen Ländern. Sie tragen keinen Schleier, sind hübsch gekleidet und sind in und außer dem Hause mit den verschiedenartigsten Arbeiten beschäftigt; sie weben und machen Batikarbeiten, sie helfen im Geschäft und bei der Landwirtschaft. Doch herrscht die Vielweiberei noch bei etwa 50 Prozent der Bevölkerung, und Ehen werden schon vom siebten oder zehnten Jahr an geschlossen. Der Wunsch nach einer großen Kinderzahl ist der Hauptgrund für diese frühzeitigen Ehen.

In Indien ist die moslemische Bevölkerung zahlreicher als in irgendeinem andern Land der Welt, zurzeit 80 Millionen. In Bengalen allein leben mehr mohammedanische Frauen als in Arabien, Persien und Afghanistan zusammen. Über die Verhältnisse unter den etwa 35 Millionen Mohammedanerinnen in Indien schreibt der gebildete und gelehrte, modern eingestellte Moslem Khuda Bukhsch (gest. 1931):

„Noch vor vierzig Jahren mußte sich die Frau, ohne aufzugehen, Vernachlässigung, Zurücksetzung, ja sogar grausame Behandlung von ihrem Mann gefallen lassen; jetzt ist das anders geworden; heute beansprucht die Frau eine bestimmte Stellung in ihrem Haus, die mehr bedeutet als nur die einer Haushälterin, und sie hat dies auch schon erreicht. Häufig üben heute die Frauen

einen bestimmenden Einfluß auf die Handlungen ihrer Männer aus und verwalten sogar oft die Kasse. Mag auch die Bildung bei den Frauen noch recht unvollkommen sein, sie gewinnen doch allmählich mehr und mehr Boden. Es ist möglich, daß in nicht allzu ferner Zukunft die Frauenfrage in Indien ebenso brennend wird wie in den Ländern des Westens. Schon jetzt ist in den gebildeten Familien das Purdah-System¹⁾ so gut wie abgeschafft. Es ist keine Frage, daß man hier wie überall im Osten die soziale Hebung der Frau dem immer stärker werdenden europäischen Einfluß zu verdanken hat. Wo aber die Vielweiberei noch herrscht, die ja in der moslemischen Religion verankert ist, liegt die wirkliche Befreiung der Frau noch in ferner Zukunft. Eine ideale Auffassung der Ehe ist bei der Vielweiberei unmöglich, man braucht nur ein europäisches und ein indisches Heim zu vergleichen, um den Unterschied zu erkennen. Im Westen ist die Frau die Gefährtin und Freundin des Mannes und braucht nicht wie die Frau des Ostens ihr Leben in fortwährender tödlicher Angst vor einer Nebenbuhlerin zu verbringen, die ihr die Gunst ihres Mannes rauben kann. Die Orientalin kann durch eine andere Frau jederzeit ihr Heim verlieren und dadurch zu endlosem Kummer und Elend verurteilt werden. Von diesem Gesichtspunkt aus sehen wir das Leben dieser Frauen erst im rechten Licht. Nicht aus freiem Willen sind sie so anspruchslos und unterwürfig, so geduldig und so arbeitsam; in den meisten Fällen werden sie dazu gezwungen. Vielweiberei und Ehescheidung gehen auch gewöhnlich Hand in Hand. Im östlichen Bengalen ist die letztere an der Tagesordnung und man entledigt sich der Frauen, wie man sich alter Kleider entledigt.

Woher auch das Purdahsystem stammen mag, der Hauptgrund für seine Einführung war jedenfalls die Ansicht, daß man Frauen nicht trauen könne, denn die Tugenden des Weibes, besonders die Keuschheit, würden den Versuchungen, die ein freier gesellschaftlicher Verkehr mit sich bringt, nicht standhalten. Nur von diesem Standpunkt aus kann das ‚Purdah‘ erklärt und als berechtigt angesehen werden.“

Aus diesem Bericht eines Mohammedaners sehen wir, daß in Indien durch die gebildeten Kreise schon eine Reformbewegung eingesetzt hat. Ihre Führer hoffen, daß besonders in sozialer Beziehung bald eine neue Zeit anbrechen wird.

¹⁾ Purdah bedeutet die Verschleierung der Frau und ihre Absperrung im Frauengemach.

3. Kapitel.

Reformbestrebungen in den Ländern des Islams.

In diesem Kapitel soll von den Versuchen die Rede sein, die von den Mohammedanern selbst gemacht worden sind, um ihre häuslichen Verhältnisse zu bessern und die Freiheit und Unabhängigkeit der Frauen zu fördern. Wir haben gesehen, daß den moslemischen Frauen früher nie dazu geholfen wurde, daß sie sich geistig und seelisch entwickeln konnten, deshalb hat sich auch ihre Lage während der dreizehn Jahrhunderte eher verschlimmert als verbessert; die Frau hat sich stillschweigend darein ergeben, den Platz einzunehmen, der ihr vom Mann angewiesen wird. Doch zu allen Zeiten hat es Frauen gegeben, die mehr verlangten, als der Islam ihnen zu bieten vermochte, allerdings haben sie sich dann häufig dem Aberglauben und der Zauberei zugewandt, in der Hoffnung, dadurch Eingebungen und Offenbarungen zu erhalten. Es hat aber im Lauf der Jahrhunderte auch edle Ausnahmen gegeben, die unsere Bewunderung verdienen; das zeigen besonders die allerdings legendarisch ausgeschmückten Berichte über das Leben einer heiligen Frau, namens Rabia von Basra. Sie lebte ein Jahrhundert später als Mohammed; als eine der ersten Mystikerinnen hat sie große Berühmtheit erlangt. Einmal, so erzählte man sich, wurde Rabia gefragt, ob sie nie an eine Heirat gedacht habe; sie antwortete: „Einen Ehevertrag können nur die schließen, die einen freien Willen besitzen; ich selbst habe keinen freien Willen mehr, ich gehöre dem Herrn und ruhe im Schatten seiner Gebote und achte mich selbst als nichts.“ „Wie hast du aber eine solch hohe Stufe der Frömmigkeit erreicht?“ „Indem ich mein eigenes Ich vollständig vernichtet habe.“ Als Rabia wieder einmal gefragt wurde, warum sie nicht heirate, sagte sie: „Drei Dinge sind es, vor denen ich Angst habe; erstens, ob ich in meiner Todesstunde meinen Glauben fest bewahren kann; zweitens, ob mir am Auferstehungstag das Blatt, auf dem meine Taten verzeichnet sind, in die rechte Hand gegeben wird oder nicht; drittens, ob ich auf den Weg ins Paradies gewiesen werde oder auf den Weg, der



Jüdisches Mädchen aus Marokko



in die Hölle führt. Wenn solche Dinge meinen Geist beschäftigen, wie kann ich da noch an einen Gatten denken?“

Rabias Herz dürstete nach Gott in dem dürren Lande ihres Glaubens. Ihre Lehre war, daß man alles Irdische dahingeben und nur Gott allein lieben müsse, damit man dereinst in der andern Welt mit ihm vereinigt werde. Es ist merkwürdig, daß Rabia in Jerusalem begraben wurde; die müde Pilgerin fand ihren letzten Ruheort im Schatten des Kreuzes, des Symbols der Liebe. Ihr Grab ist ein Wallfahrtsort und ihr Name und die Geschichte ihres Lebens sind als wertvolles Erbe durch die Jahrhunderte hindurch der Nachwelt überliefert worden.

Auch Nurah Mahal (Licht des Palastes) war eine edle Frau; sie lebte im 16. Jahrhundert und war die Gattin eines nord-indischen Regenten. Sie hatte einen besonders klaren Verstand und ideale Ziele und auch den Mut, ihren Idealen treu zu bleiben. Ihre außergewöhnliche Begabung befähigte sie, als eigentliche Regentin im Land zu walten. Mit Gerechtigkeit und Güte regierte sie weise und nachsichtig; es wurde von ihr gesagt, daß sie in einem Finger Weisheit genug besitze, um über Kaiserreiche zu herrschen. Sie saß immer neben ihrem Gatten auf dem Thron, es hing jedoch ein Vorhang vor ihrem Sitz, damit man sie nicht sehen sollte. Mit dem Tode ihres Gatten ging ihr Stern unter; sie ließ ihre Nichte an ihre Stelle treten und blieb deren Beraterin. Diese Frau war die Gattin des Thronfolgers Schah-Dschehan, dessen Herz sie so vollständig gewann, daß er nach ihrem Tod seiner Liebe zu ihr in einem wunderbaren Marmorbau, dem Tadsch Mahal, Ausdruck gab, der als das schönste Grabdenkmal der Welt gilt. Wenn sich Schah-Dschehan ausruhen wollte, so wählte er einen Ort, von dem aus er den Sonnenuntergang über dem Grab seiner Geliebten sehen konnte, und wurde dann auch neben ihr zur Ruhe gebettet.

Diese bedeutenden und liebenswerten Frauen lebten aber doch noch hinter dem Schleier und konnten zu ihrer Zeit nichts für die Befreiung und Unabhängigkeit ihres Geschlechts tun, aber heutzutage versuchen die gebildeten Mohammedanerinnen der moslemischen Frauenwelt ein freieres Leben zu verschaffen, und ihre Führerinnen bemühen sich, wirkliche Reformen zustande zu bringen. Obgleich ihre Zahl zunächst noch recht klein ist, wird ihre Stimme doch schon in der ganzen Welt gehört. Sie halten es für die Aufgabe der Frau, „die Welt so rein und schön zu machen wie der Schnee, der die hohen Bergspitzen bedeckt“. Indien, die Türkei und Ägypten

stehen im Vordertreffen in dem Kampf um die Befreiung der Frauenwelt.

Die einzige mohammedanische Regentin in der Gegenwart, ist Nawab, Sultan Jihan Begum, die Beherrscherin von Bhopal in Zentralindien, einer Provinz mit einer Einwohnerzahl von über einer halben Million. Die Begum hat eine sehr sorgfältige Erziehung und Ausbildung genossen, hat auch Reisen nach Europa gemacht und ist so imstande, ihr Land als unumschränkte Herrscherin gut zu regieren und etwas für die Befreiung der dortigen Frauen zu tun. Im Januar 1912 sprach sie in ihrer Hauptstadt in einem Verein, der ausschließlich von Frauen besucht war, die sich noch streng an das Purdahsystem hielten. Sie sagte: „Ich bin überzeugt, daß viele unserer noch in der Abgeschlossenheit lebenden Frauen, selbst die gebildeten unter ihnen, keine Ahnung davon haben, wie groß die Freiheit ist, die die Europäerinnen genießen; dies mag für jenen Weltteil passend sein, aber ich gestehe, daß eine solche Freiheit für die Verhältnisse unseres Landes durchaus nicht zu wünschen ist, und zwar deshalb, weil wir Mohammedanerinnen sind. Wir müssen nach den vortrefflichen Worten unseres Propheten handeln: Nimm nur das, was rein ist, und laß das andere liegen.“ Die Begum ist nicht damit einverstanden, daß die Türkinnen so rasch die Bahn zur modernen europäischen Freiheit betreten haben, denn sie sieht darin eine Gefahr für das weibliche Geschlecht, doch gibt sie zu, daß die Bildung der Frau der Grundstein für jeden nationalen Fortschritt ist, und wünscht dies auch für ihr eigenes Volk.

Es gibt in Indien natürlich auch jetzt schon Frauen, die sich einfach nicht mehr an die alten Sitten binden, und sie werden darin von manchen Männern unterstützt, die sogar einen Verein zur Abschaffung des Schleiers gegründet haben. Von einer indischen Dame, die in strengster Abgeschlossenheit aufgewachsen war, hören wir, daß sie nach ihrer Verheiratung nichts mehr von Purdah wissen wollte und auch keinen Schleier mehr trug; sie ging mit ihrem Mann aus und erlaubte ihren Töchtern, unverschleiert, allerdings nicht ohne Begleitung, auszugehen, und gab ihnen auch sonst viel Freiheit.

Die Anregung zu Reformen ging zuerst von den kleinen Schulen aus, die im Missionshaus oder auf dessen Veranda gehalten wurden. Da ging den Mädchen und Frauen zum erstenmal ein Licht auf über ihre Lage, sie sahen ein neues Lebensziel vor sich, und die wenigen gebildeten Frauen wurden zu Führerinnen und fühlten bald die Notwendigkeit eines Zusammenarbeitens, ein Gedanke,

der ihnen bis jetzt noch fremd gewesen war. Von einer solch umfassenden Tätigkeit, wie sie die moderne Frauenbewegung des Ostens heutzutage aufweist, hatten diese ersten Führerinnen allerdings noch keine Ahnung.

In früheren Zeiten war der Friedhof der einzige Ort, an dem die Mohammedanerinnen Geselligkeit pflegen konnten. Jeden Donnerstagnachmittag brachten sie Brot dorthin, das eigens zu diesem Zweck gebacken und geweiht wurde; die Frauen legten das Brot auf das Grab eines geliebten Toten oder eines Heiligen und verteilten es nachher unter die Armen. Diese Sitte besteht unter den Frauen einer gewissen Klasse heute noch fort.

Bei der fünften jährlichen Konferenz des Bundes indischer Mohammedanerinnen, welche im März 1918 in Lahore stattfand, waren ungefähr vierhundert Frauen anwesend. Fünfzehn junge Damen bildeten eine Art Festausschuß für die Tagung; sie trugen Nationaltracht und ein Abzeichen mit dem Stern und Halbmond des Islams. Ein Zimmer im oberen Stock des Hauses diente als Gebetsstätte, und im Ankleideraum waren heißes Wasser und Handtücher für die vorgeschriebenen Waschungen bereit. Auf den Stühlen in der Versammlungshalle lagen gedruckte Programme über den Verlauf der Sitzung, und später wurde die gedruckte Rede der Präsidentin verteilt.

Zu Beginn jeder Sitzung wurde ein sehr großer Koran hereingetragen, den manche der Frauen küßten, ehe man ihn auf den Tisch legte. Darauf las man Stellen aus dem Koran vor, die in der Landessprache erklärt wurden; die Anwesenden hörten stehend zu. Nun wurde die Präsidentin, die Begum von Bhopal, gebeten, den Vorsitz zu übernehmen, sie hielt eine lange Rede, in der sie sich ziemlich absprechend über die Bildung des Westens äußerte, die keinen günstigen Einfluß ausübe. Sie sagte unter anderem: „Die türkischen Frauen haben keine Freude mehr an der häuslichen Arbeit, sie werden anspruchsvoll in ihrer Kleidung; sie treiben Musik, Klavierspiel und Gesang, um es mit den gebildeten Frauen des Westens aufnehmen zu können; sie bringen ihre Zeit mit dem Lesen von Romanen zu, sie leben nicht sparsam und wollen nur aus Liebe oder um des Geldes oder der Schönheit willen heiraten.“

Dann erklärte die Begum, daß sie es für das richtige halte, wenn sich die Mädchen erst im Alter von etwa zwanzig Jahren verheirateten, denn solche Frauen hätten mehr Aussicht auf eine zahlreiche Nachkommenschaft, als es bei frühzeitigen Ehen der Fall

sei. Zum Schluß ihrer Rede sagte sie noch: „Verstehen Sie mich nicht falsch, meine Damen, ich bin nicht gegen eine höhere Bildung bei den Frauen, aber ich verstehe darunter folgendes: eine jede Mohammedanerin sollte vor allem ihre Religion richtig kennen, sie sollte ihren häuslichen Aufgaben gewachsen sein und über die Gesundheit ihrer Kinder wachen können; und jede Frau muß auch von der Geschichte und den Sagen ihres Volkes etwas wissen. Treue gegen das Vaterland und Begeisterung für ihre Religion muß zu ihren Tugenden gehören, und diese Art von Bildung müssen wir uns auf unsere Weise aneignen.“ Die Begum drang darauf, daß in Aligarh eine mohammedanische Frauen-Universität gegründet werde, zu der die Frauen selbst das Geld aufbringen sollten; dort wurde auch wirklich eine Höhere Schule errichtet, über welche die Begum selbst die Aufsicht führt.

Bei der Konferenz wurden noch Vorträge über die folgenden Themen gehalten: „Die Notwendigkeit einer Neugestaltung des häuslichen Lebens.“ „Die Notwendigkeit der Vorbildung für den häuslichen Beruf.“ „Unterricht in Gesundheitslehre.“ „Sparsamkeit und Einfachheit in der Kleidung.“ „Weniger Verschwendung bei Hochzeiten und Begräbnissen.“ Großes Gewicht legte man auf die Gründung von Waisenhäusern und Schulen und darauf, daß vor allem der Koran in den Schulen gelehrt werden müsse.

Einer der interessantesten Vorträge bei dieser Tagung, der auch in der indischen Presse eingehend besprochen wurde, beschäftigte sich mit der Vielweiberei. Die Rednerin trat mit großer Bescheidenheit auf, und obgleich sie westliche Bildung besaß, fehlte ihr nicht der Reiz der Orientalin. Sie gehörte zu den jüngeren und fortschrittlicheren Damen der Gesellschaft, war aber eine treue Anhängerin ihrer Religion geblieben und trug auch den Schleier noch, weil sie glaubte, daß es noch nicht Zeit sei, diese Sitte abzuschaffen. Sie sprach über „die Blütezeit des Islams“ und bedauerte, daß der Glaube der heutigen Nachfolger Mohammeds keinen Vergleich aushalte mit dem seiner Anhänger in vergangenen Zeiten. Dann forderte die Rednerin die Männer und Frauen Indiens auf, sie möchten dazu helfen, daß die Vielweiberei ein für allemal abgeschafft werde, denn sie hindere den Fortschritt im Volk und stehe im Gegensatz zu den Grundsätzen des Islams, der zu heilig sei, als daß er einer solch verderblichen Sitte Vorschub leisten dürfe. „Es ist wahr,“ sagte sie, „der Koran erlaubt vier Frauen, aber er gebietet auch, daß alle vier gleich behandelt werden müssen; da dies aber für einen Mann ein

Ding der Unmöglichkeit ist, so sollte keiner mehr als eine Frau heiraten.“

Verschiedene Rednerinnen stimmten ihren Ausführungen zu, und eine machte sogar den kühnen Vorschlag, man solle zur Aufhebung der Vielweiberei in Indien die Regierung zu Hilfe rufen, während andere betonten, daß jede Frau die Pflicht habe, dem Koran zu gehorchen, der dem Mann vier Frauen gestatte. Wie aber dieses Gesetz beseitigen? Dieser schwierigen Frage fühlten sich die anwesenden Frauen nicht gewachsen; sie konnten zunächst nur einen Beschluß fassen, dem alle zustimmten und der von allen unterzeichnet wurde, des Inhalts, daß keine Mutter ihre Tochter einem Mann geben dürfe, der schon eine oder mehrere Frauen habe.

In einer zweiten Rede versicherte Jihan Ara Begum, sie spreche nur, weil sie das Leiden ihrer moslemischen Schwestern dazu treibe; sie nehme gern Schimpf und Schande auf sich, lasse sich sogar Gotteslästerin oder Christin schelten, und wenn auch ihre Glaubensgenossen behaupteten, ihr Versuch, die Vielweiberei abzuschaffen, sei eine Folge des christlichen Einflusses und der modernen Erziehung, so wolle sie trotzdem fortfahren, ihre Stimme gegen diesen Mißbrauch zu erheben.

In der Türkei galt noch vor zwanzig Jahren die Frau als ein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft, wenn sie auch wohl als der Schmutz des Hauses bezeichnet wurde. Ihr Mann gab ihr zwar Nahrung und Kleider, aber er herrschte auch völlig willkürlich über sie. Heute finden wir die Türkin als Arbeiterin in der Fabrik, als Schreibfräulein im Geschäft, als Lehrerin in der Schule; sie führt ihren Haushalt, erzieht ihre Kinder, kurz sie betätigt sich genau so wie die Frauen in andern Ländern.

Türkische Frauen haben während der letzten Kriege auf sozialem Gebiet oder als Pflegerinnen beim „Roten Halbmond“ gearbeitet. Sie hatten in Anatolien das Feld bebaut, solange die Männer in der Front standen, oft besorgten sie auch die geschäftlichen Angelegenheiten. Ein Regiment, das ausschließlich aus türkischen Frauen bestand, kämpfte in Kleinasien so tapfer, daß neun von ihnen die Tapferkeitsmedaille erhielten. Die Kommandierende des Regiments, Mişca, eine kleine vierzigjährige Frau, wurde siebenmal verwundet. Halide Hanum, die im amerikanischen College in Konstantinopel studiert hatte, kämpfte auch als Soldatin in der türkischen Armee. Sie zieht aber die Schriftstellerei dem Soldatenhandwerk vor. Ihre Romane sind in viele fremde Sprachen

übersezt und gelten als Meisterwerke in der modernen türkischen Literatur. Diese Frau hat jedoch vor allem eine ausgesprochene Führergabe, das hat sie als Unterrichtsminister und Ratgeberin von Mustapha Kemal Pascha bewiesen.

Eine andere bedeutende Frau in der Türkei ist Dr. Safieh Ali, die sieben Jahre im Ausland Medizin studiert hat; sie war die erste türkische Ärztin in Konstantinopel. Sie hielt auch eine Reihe öffentlicher Vorträge über Kinderpflege.

Bei keiner Klasse von Menschen ist durch den Weltkrieg so vieles anders geworden, wie bei den Frauen in der Türkei; es gibt jetzt dort sogar von Frauen geleitete Schulen, in denen Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet werden. Das Schulmädchen von heute ist nicht mehr ein schüchternes Ding mit Schleier und langen Gewändern, sondern ein aufgewecktes, energisches Mädel, das eine Schuluniform trägt, Sport treibt, bis zum fünfzehnten Jahr oder auch noch länger die Schule besucht und das jetzt in allem die Rechte genießt, die früher nur dem starken Geschlecht vorbehalten waren. Auch im Büro nimmt die Frau ihren Platz ein; es gibt kaum ein Geschäft, das nicht Buchhalterinnen anstellt, und das Telephon wird allgemein von Frauen bedient. Überall begegnet man auf der Straße den jungen Mädchen mit ihren Mappen, denen man es ansieht, daß sie ihre Arbeit ernst nehmen.

Früher war es keiner Türkin gestattet, ihr Heimatland zu verlassen; heutzutage steht die Welt Männern und Frauen in gleicher Weise offen. Türkinnen besuchen internationale Frauentongresse und studieren in den verschiedensten Städten Europas und Amerikas, um dann später gut ausgerüstet verantwortungsvolle Posten in ihrer Heimat zu übernehmen.

Man sagt von der Türkin, daß sie anders geartet sei als die westeuropäischen Frauen. Nach jahrhundertelanger Ruhe ist sie jetzt mit noch unverbrauchten Geisteskräften erwacht, und man staunt, mit welcher Leichtigkeit sie neue Gedanken aufnimmt und sich neuen Aufgaben zuwendet.

In Ägypten lagen die Reformgedanken schon einige Zeit vor dem Weltkrieg in der Luft, und es wurde damals allgemein zugegeben, daß ein physischer und geistiger Fortschritt in der Welt des Islams hauptsächlich von der besseren Erziehung der moslemischen Frauen abhängt und von ihrer Befreiung aus der entwürdigenden Stellung, die sie bisher eingenommen hatten. Die Verbreitung der modernen Bildung unter den Männern führte ganz natürlicher-

weise dazu, daß sie sich gebildete Frauen wünschten. Die Regierung gründete bereitwillig Schulen für die Mädchen, die eine über die Elementarfächer hinausgehende Ausbildung ermöglichte. Leider entsprach die Zahl der Schulen nicht dem Bedarf. Seit 1914 suchte ein Verein für Frauenbildung das Schulwesen zu fördern.

Infolge dieser Bemühungen wurde die landläufige Auffassung von der Ehe geändert. Die jungen Männer lassen sich ihre Frauen nicht mehr durch ihre Eltern wählen, die Mädchen wollen wissen, wie ihr zukünftiger Gatte aussieht. Besonders in Kairo und Alexandrien bemerkt man diesen Umschwung. Während früher Mann und Frau selten zusammen auf der Straße zu sehen waren, trifft man sie jetzt in der gleichen Theaterloge. Die Frauen der höheren Stände, die früher nur in Begleitung eines Dieners die Straße betreten durften, haben sich dieses Beschützers entledigt und gehen allein.

Im Jahre 1925 wurde von der Universität in Beirut eine Preisaufgabe für die Arabisch Sprechenden Studenten gestellt. Die beste Rede sollte den Preis erhalten, und diesen gewann eine Dame aus Ägypten, die sich das Thema gewählt hatte: „Zeigt ihnen das Licht!“ Sie war die erste Mohammedanerin, die sich als Studentin eingeschrieben hatte; sie trat in ihrer Rede für eine umfassende Bildung der Frauen und für die Abschaffung des Schleiers ein. Sie selbst hielt ihre Rede unverhüllt vor einer gemischten Zuhörerschaft. Nachdem ihr der Preis zuerkannt worden war, verdoppelte sie die ihr überreichte Geldsumme und bestimmte sie als Stipendium für eine begabte Schülerin.

Anderere Frauengruppen bemühten sich, Mittel und Wege zu finden, um die alten Sitten und Bräuche abzuschaffen, die das Leben der Frau so unglücklich machen. Dazu kommt noch die eigentliche „Frauenbewegung“, anfänglich eine politische Organisation, neuerdings mehr sozial interessiert. Vor einigen Jahren marschierten Mohammedanerinnen je zu vieren durch die Straßen von Kairo und verlangten gleiche Rechte wie die Männer.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts trat in Persien zum erstenmal eine Frau für die Befreiung ihres Geschlechts ein. Sie wurde verfolgt und furchtbar mißhandelt, gab aber ihre Bestrebungen nicht auf, bis sie heimlich von einem Sklaven ermordet wurde, den sein Herr zu dieser Tat gezwungen hatte. In den letzten Jahren hat aber in Persien die Frauenbewegung wieder angefangen, ihre Anhängerinnen sind in erster Linie darauf bedacht, ihre Kleidung etwas zu modernisieren. Die Perserin ist zwar immer noch vom

Kopf bis zu den Füßen in ein schwarzes Tuch gehüllt, aber statt des lästigen Schleiers aus dichtem weißen Stoff trägt sie nun ein weitmaschiges Netz vor dem Gesicht, und ein Blick auf ihre Füße zeigt, daß sie nicht mehr in absaklosen Pantoffeln einherschleurt, sondern gut gearbeitete Schuhe mit hohem Schaft trägt. Jetzt spricht eine persische Mutter auch mit ebensoviel Stolz von ihren Töchtern wie von ihren Söhnen und freut sich über ihre Fortschritte. Als man einer jungen Mutter zu ihrem ersten Kind gratulierte, aber sie doch etwas bemitleidete, weil es kein Knabe war, sagte sie: „Könnte ich meinem Vaterland einen größeren Dienst erweisen, als indem ich Mädchen eine gute Erziehung gebe; denn ehe wir gute Mütter bekommen, wird es im Land keinen Fortschritt geben.“ Einmal sagte eine junge Perserin: „Jedesmal wenn wir vom Tod eines alten Mannes hören, so freuen wir uns darüber; denn das bedeutet, daß wieder ein Hindernis für die Frauenbewegung aus dem Weg geräumt ist. Wir wachsen in dem neuen Gedankenkreis auf, aber die alten Leute können sich nicht mehr dareinfinden.“ Für das Unterrichtswesen haben die persischen Frauen besonders viel getan; noch vor zwanzig Jahren gab es nur wenige Schulen, heute vermehren sie sich rasch.

Auch in Arabien mehren sich die Zeichen der Unabhängigkeitsbewegung; eine mohammedanische Zeitung führt als nachahmenswertes Beispiel an, daß man einem jungen Araber den Verkehr mit einem jungen Mädchen erlaubt habe; die beiden liebten sich und heirateten sich auch. Die mohammedanische Frauenbewegung, deren Anhängerinnen besonders gegen das Gebot des Korans, daß die Frau verschleiert sein müsse, kämpfen, hat schon die moslemischen Gemeinwesen in Syrien und Palästina erreicht, ja, diese neuen Ideen sollen sogar bis nach Mekka, der Hochburg des Islams, vorgebracht sein. Dort habe allerdings die Regierung diese Tendenz gerügt, weil sie eine Verletzung der Vorschriften des Korans bedeute. Diese Auslegung wird aber in Ägypten nicht anerkannt, wo die Frauen, dem Beispiel der Türkinnen folgend, unverschleiert gehen wollen. In einer Zeitung war kürzlich in großen Buchstaben zu lesen: „Die Frau des Königs von Irak geht nach der neuesten europäischen Mode gekleidet.“ Weiter wurde berichtet, daß diese Dame nicht nur die alte Karawanenstraße von Mekka nach Bagdad verschmäht habe und mit dem Dampfer und Auto gereist sei, sondern sie legte sogar auf der Reise ihre alte Tracht ab und kleidete sich nach französischer Mode. Als der König sich vom ersten Schrecken erholt



Frau aus Letuan (Maatko)



hatte, gab er seine Einwilligung, und seither bezieht die Königin ihre Toiletten von französischen und englischen Konfektionsgeschäften.

In Holländisch-Indien ist das Erlernen der holländischen Sprache bei manchen javanischen Mädchen eine Lieblingsbeschäftigung geworden, ja in manchen Schulen wird der ganze Unterricht in dieser Sprache erteilt. Einige solcher Schulen werden von der Mission geleitet. Viele christliche Mädchen, deren Eltern oder Großeltern noch Mohammedaner waren, arbeiten in Missionshospitälern und Schulen als Krankenpflegerinnen und Lehrerinnen. Die Tochter eines Fürsten hatte den verantwortungsvollen Posten einer Leiterin eines Missionshospitals mit zweihundert Betten inne. Diese javanische Dame ist zwar nicht getauft, aber sie hat eine große Liebe zum Christentum und sie läßt ihre Kinder die Missionschule besuchen. Junge Mohammedanerinnen werden in den Regierungsschulen auf Java und Sumatra zu Lehrerinnen ausgebildet.

In Holländisch-Indien erscheinen über hundert Blätter in der malaiischen Hauptsprache des Landes. Einige davon sind für Frauen bestimmt und werden von solchen herausgegeben. Allerlei die Frauen betreffende Fragen werden darin erörtert, z. B.: Soll die verheiratete Frau nur ihren Haushalt und die Kinder besorgen oder kann sie noch Arbeit außerhalb des Hauses übernehmen; ist es besser, die Mädchen als Lehrerinnen auszubilden oder sie Buchhalterinnen in einem Geschäft werden zu lassen? Über das Heiratsalter wird viel geredet und ein starker Protest gegen die Kinderheirat erhoben.

Über die Frage der Vielehe gehen die Ansichten auseinander. Manche Männer verteidigen diese Sitte, sie sagen, mit nur einer Frau seien sie zu vielen Versuchungen ausgesetzt. Doch sind diese in der Minderheit; von den meisten wird sie bekämpft. Die Frage der Vielweiberei ist mit der der Ehescheidung eng verknüpft. Es wurde der Wunsch ausgesprochen, daß bei der religiösen Hochzeitsfeier dem Gatten eingeschärft werde, womöglich die Ehescheidung zu vermeiden, weil sie Sünde sei; und dies solle auch in den Schulen gelehrt werden. Bis jetzt hatten sich die Frauen immer darüber beklagt, wie leicht den Männern die Scheidung gemacht werde.

Auch die Presse hat Stellung zu der Frauenemanzipation genommen, die natürlich in den christlichen Blättern anders beurteilt wird als in den politischen Zeitungen.

Die Javaninnen sind besonders fortschrittlich; einige nehmen sogar an Ringkämpfen teil; dies wird aber nicht gutgeheißen, auch

nicht das Tanzen nach europäischer Sitte, das Arm in Arm gehen mit Männern und das Ausgehen ohne Begleitung. Eine längere Verlobungszeit wird nicht für passend gehalten, sondern eine baldige Heirat empfohlen. In Sumatra wurde ein Sonderblatt gedruckt und verteilt, das eine den Mohammedanerinnen geziemende Kleidung vorschrieb. Den Übertreterinnen des Gebots wird mit der Hölle gedroht. Durchsichtige oder tiefausgeschnittene Kleider sind verboten. In Java und Sumatra ist es überhaupt nicht ungewöhnlich, daß Frauen in öffentlichen Versammlungen reden.

Ein hoher Beamter am Appellationsgerichtshof in Kairo, Kasim Beg Amin (1908 gestorben), hat zwei für seine Zeit epochemachende Bücher geschrieben, die zeigen, daß die Welt des Islams aus ihrem jahrhundertelangen Schlaf zu erwachen anfängt. Die Frauenbewegung sei als eines der größten Ereignisse in der Geschichte Ägyptens anzusehen, wenn dadurch die Frau, anstatt Sklavin des Mannes zu sein, seine Gefährtin, Freundin und Beraterin werde. „Solange die Sitte der Abgeschlossenheit der Frau fortbesteht, ist ein wirklicher Fortschritt ausgeschlossen, denn sie wird dadurch nicht nur erniedrigt, sondern auch gesundheitlich und moralisch geschädigt. Das gegenseitige Mißtrauen verletzt auch die Würde des Mannes.“ „Wenn wir die Stellung der Frau heben, indem wir ihr Bildung und Freiheit geben, können wir nicht nur die Geschichte Ägyptens, sondern möglicherweise auch die des ganzen Orients beeinflussen. Es ist eine Lebensfrage, die alle Mohammedaner angeht, weil meiner Ansicht nach das Unglück des Orients nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, in einem religiösen Problem besteht. Ich gebe zu, daß unsere Religion entartet ist und daß sie einer Reformation bedarf. Aber unsere Religion ist entartet, weil wir im Charakter heruntergekommen sind. Unser erstes, unser einziges Ziel muß die Hebung und Bildung unserer Frauen sein.“

„Wir können unsere sozialen Zustände nicht wirklich verbessern, ehe nicht unser Familienleben besser geworden ist. Auch bei religiöser und moralischer Belehrung, die allgemein als Heilmittel für unser Elend angepriesen wird, bleibt die gewünschte Wirkung aus. Es genügt nicht, daß der Samen an und für sich gut ist; wenn er keimen soll, braucht er Licht und ein gutes Erdreich. Aber diese Vorbedingung wird immer fehlen, solange unsere Frauen nicht imstande sind, ihre Kinder wirklich gut zu erziehen. Wir haben ein bekanntes Sprichwort: ‚Die Frau soll ihr Heim nicht verlassen, bis man sie zu Grabe trägt.‘ Ich aber möchte meinen Landsleuten dringend raten:

1. Gebt den Frauen Bildung!
2. Gebt ihnen Freiheit in ihrem Denken und Handeln!
3. Gebt der Ehe ihre Würde, indem ihr die gegenseitige Neigung von Mann und Frau voraussetzt; dies ist aber nur möglich, wenn sich die beiden schon vor der Heirat kennenlernen.
4. Verbieht die Vielweiberei durch ein Gesetz.“

„Meine moslemischen Brüder, warum darf ich meinem eigenen Bruder nicht erlauben, das Antlitz meines Weibes zu sehen? Warum trauen wir uns und unsern Frauen nicht? Stehen wir denn tiefer als die christlichen Völker Europas und Amerikas, deren Frauen unverschleiert gehen und denen man Vertrauen und Achtung schenkt? Sind wir so heruntergekommen, daß keiner dem andern mehr trauen kann? Die einzige Lösung dieser Frage ist die Hebung der Familie durch die sittliche und geistige Erziehung unserer Mädchen. Die Vielweiberei hat Eifersucht, Haß, Lug und Trug, unzählige Verbrechen und großes Elend im Gefolge. Meine Kritiker behaupten zwar, daß die Frauen im Harem glücklich seien. Woher wissen sie das? Wissen sie denn überhaupt, wie es in einem Harem aussieht?“

Als nach dem Weltkrieg auch die Unruhen und Aufstände von 1919 aufgehört hatten, hielten die Führerinnen unter den ägyptischen Frauen die Zeit für gekommen, unter ihrem Geschlecht aufklärend zu wirken, und zwar erstens durch die Bildung von Frauenvereinen und zweitens durch die Herausgabe von ausschließlich für Frauen bestimmten Zeitschriften. Beim Eintritt in einen solchen Verein mußte folgendes Gelübde abgelegt werden: „Ich gelobe, daß Keuschheit meine Krone und Tugend mein Schmuß sein soll. Ich will leben, wie es einer freien Frau, einer guten Hausfrau und Mutter geziemt. Ich will meine Pflicht gegen Gott und mein Vaterland treu erfüllen, ich will meinen Nächsten lieben wie mich selbst und ihm nichts Böses wünschen. So wahr mit Gott helfe.“

In einem von einer Führerin in der Frauenbewegung redigierten Blatt, der „Egyptian Gazette“, heißt es in einem Artikel: „Der Tag mußte kommen, an dem auch die Frau ihre Stimme erheben durfte, nicht etwa nur, um ihre politischen Fähigkeiten zu zeigen, sondern um der Welt zu beweisen, daß sie mit demselben Eifer wie der Mann an den nationalen Bestrebungen ihres Landes mitarbeiten will. Doch das Beste, was die Frau leisten kann, ist die Arbeit in ihrem Heim; dort ist ihr kleines Königreich, in dem sie ihre Kinder so erziehen soll, daß sie den schönen Namen einer Gattin

und Mutter wirklich verdient und von ihrem Mann nicht mehr als Sklavin angesehen wird.“

Im Jahr 1922 gelang es diesen Frauen, die ägyptische Regierung zu bewegen, das Heiratsalter auf mindestens 16 Jahre festzusetzen. Eine Gruppe reaktionärer Männer leistete Widerstand, aber infolge eines gut organisierten Zeitungsfeldzuges behielten die Frauen die Oberhand; das Gesetz trat in Kraft.

Ein neuer Frauenbund forderte Frauenstimmrecht und außerdem:

1. Politische und soziale Gleichberechtigung der Frau vor dem Gesetz.
2. Freier Zutritt zu den höheren Schulen für alle Mädchen, die studieren wollen.
3. Verbesserung der Heirats sitten: die zukünftigen Gatten sollen sich vor der Ehe kennen lernen.
4. Verbesserung der Ehegesetze dem wirklichen Sinn des Korans entsprechend: Schutz der Frau vor Vielweiberei und Verstößung.
5. Verbot der Verheiratung von Mädchen unter 16 Jahren.
6. Tatkräftige Propaganda für die Volksgesundheit und Kinderwohl fahrt.
7. Kampf gegen die Unsit tlichkeit und Aberglauben.
8. Propaganda durch die Presse.

Es sind seither verschiedene Gesetze gegeben worden, die die Durchführung einiger der vorgeschlagenen Reformen ermöglichen.

Auch in Indien wird jetzt die Frauenfrage lebhaft erörtert, und sogar Männer treten für die Aufhebung des „Purdah“, für die Freiheit der Frau ein. Man weist auf die schrecklichen und unnatürlichen Zustände hin, die infolge des „Purdah“ in den mohamedanischen Häusern herrschen. „Die Sitte, die Frauen in die vier Wände ihres Hauses zu sperren und in einen Winkel zu drängen, kann nur nachteilig wirken. Bewegung im Freien ist so gut wie ausgeschlossen, und das heiße Klima vermehrt noch das Leiden der Frauen. Nur selten wagen sie sich ins Freie und dann nur in fast luftdicht verschlossenen Kutschen. Es ist kein Wunder, daß Tausende der Tuberkulose zum Opfer fallen.“

Eine Zeitschrift „Die Macht der Frau“ wird für die Mohamedanerinnen in Indien in der Landessprache, im Bengali, herausgegeben. Das ist schon an und für sich ein Beweis von moderner Bildung, denn früher begnügten sich die Frauen mit einer ganz

oberflächlichen Kenntniss des Arabischen, als der heiligen Sprache, hielten es nicht für notwendig, ihre Muttersprache, das Bengali, lesen oder schreiben zu lernen. In einem Artikel dieser Zeitschrift heißt es: „Das Ideal einer Ehe ist, daß sich zwei Leben durch das heilige Band der Liebe verbinden, aber die Männer haben dieses hohe Ideal vergessen; sie denken auch heute noch, die Frau sei nur dazu da, den Haushalt zu führen und für die Kinder zu sorgen. Der Mann will allein der geistige Führer sein, es würde ihm nie einfallen, seine Frau in einer Sache um Rat zu fragen, aber sie muß in allem nach seinem Befehl handeln. Ungehorsam hat Drohungen, Strafen, selbst Schläge zur Folge. Es ist ein Jammer, daß es die Männer durch die Vernachlässigung ihrer Frauen nun so weit gebracht haben, daß diesen die geistige Kraft fehlt, dem Gatten wirklich mit Rat und Tat beizustehen. Jeder Mann kann auch sein Weib verlassen, kann da und dorthin gehen und seinem Vergnügen leben, das Gesetz und die Gesellschaft erlauben es ihm; begeht jedoch die Frau das kleinste Unrecht, so wird sie verstoßen. Wer tritt für die Frauen ein? Wer wagt es, sie von der Unterdrückung der Männer zu befreien? Ihr Frauen selbst müßt um eure Errettung kämpfen. Ihr müßt den sinnlichen Mann mit Verachtung strafen und dürft nicht länger seine Magd sein. Die sittliche Haltung, die der Mann von der Frau verlangt, muß auch für ihn bindend sein.“

Diese Worte stammen aus der Feder einer eingeborenen Frau.

In Persien veröffentlichte der Schriftleiter einer Zeitung i. J. 1919 einen Artikel über „die Rechte der Frauen“. Darauf versammelte sich eine wütende Volksmenge vor seinem Haus und drohte ihm mit Kreuzigung. Er wurde von der Polizei in Schutzhaft genommen. Heute wird die Frauenfrage in vielen persischen Zeitungen besprochen.

Auch an der Bewegung gegen den Mißbrauch des Alkohols beteiligen sich jetzt Mohammedanerinnen. Der Frauenverband der christlichen Guttempler beschloß vor einigen Jahren, unter den ägyptischen Frauen einen Zweigverein zu gründen. Das Interesse für das Alkoholverbot war so groß, daß diese Frauen beschloßen, eine in den drei Hauptsprachen Ägyptens verfaßte Bittschrift im ganzen Land zu verbreiten. Diese Bittschrift gelangte durch den ersten Minister auch an den König, und Werbeschriften wurden an maßgebende Personen geschickt, mit der Bitte, sie besonders unter den Frauen bekanntzugeben, doch sollten nur solche unterzeichnen, die ihren Namen selbst schreiben konnten und das fünfzehnte

Jahr überschritten hatten. Ein sichtbarer Erfolg dieser Bewegung ist, daß keine neue Bewilligung mehr für den Verkauf von berauschen- den Getränken erteilt wird.

Für die Durchführung aller dieser Bestrebungen sind führende Persönlichkeiten aus der Frauenwelt des Ostens nötig. Nur von christlichem Geist und von christlicher Liebe erfüllte Frauen sind geeignete Führerinnen. Hier hat die evangelische Mission eine große Aufgabe vor sich.

4. Kapitel

Der Islam und das Christentum.

Beim Lesen dieser Übersicht der Geschichte der Mohammedanermission darf nicht übersehen werden, daß die evangelische Mission von jeher ihr Augenmerk ebensowohl auf die Frauenwelt wie auf die Männerwelt gerichtet hat. Aber besonders den männlichen Missionsarbeitern war der Zutritt zu der moslemischen Frauenwelt fast ganz verschlossen. Erst die Missionarinnen, die weiblichen Ärzte und Krankenpflegerinnen, die Lehrerinnen und Gemeindepflegerinnen konnten den Zugang zur moslemischen Frauenwelt erschließen. Wo also im folgenden Missionsarbeit unter den Mohammedanern geschildert wird, ist die Arbeit an der Frauenwelt immer darin eingeschlossen.

Im Jahr 1806 fing die englische protestantische Mission ihre Arbeit unter den Mohammedanern in Indien an. Henry Martyn, ein sehr begabter junger Mann, der eben seine Studien in Cambridge vollendet hatte und der von einem heiligen Eifer für diese Mission erfüllt war, stellte sich zur Verfügung. Er reiste nach Kalkutta, und sobald er seine Arbeit angefangen hatte, wurde es ihm klar, daß es vor allem notwendig sei, den Mohammedanern die Heilige Schrift und besonders das Neue Testament in ihrer Muttersprache zugänglich zu machen. Henry Martyn fing gleich mit dieser Arbeit an und setzte sie mit unermüdlichem Eifer und äußerster Hingabe fort, so daß er in der kurzen Zeit seines Wirkens — er starb nach sechs Jahren — die Übersetzung des Neuen Testaments ins Hindostani und ins Persische vollenden konnte. Die von ihm übersetzten biblischen Bücher übten einen großen Einfluß auf die Mohammedaner aus, denn oft, wenn ein solcher die Taufe verlangte, gab er als Beweggrund an, daß er die Bibel in seiner eigenen Sprache gelesen habe.

Die amerikanisch-protestantische Mission fing ihre Arbeit unter den moslemischen Völkern auch am Anfang des 19. Jahrhunderts an, und zwar zuerst in Jerusalem, aber die politischen Verhältnisse nötigten den Missionar Goodell seinen Wohnsitz nach Beirut zu verlegen, und auch von dort mußte er mit seiner Frau nach Kon-

stantinopel fliehen, wo er seine Arbeit im Jahre 1831 anfang. Die Mohammedaner erwiesen sich als beinahe unzugänglich für das Christentum. Er wandte sich den Armeniern, den Nestorianern und andern christlichen Gruppen zu.

Der geschäftstüchtige und auf seinen Vorteil bedachte Türke erkannte eigentlich nur das Schulwesen der Mission und ihre industriellen Unternehmungen an; die eigentliche Evangelisationsarbeit konnte fast nur unter der armenischen, syrischen und griechischen Bevölkerung der Türkei getrieben werden. Hier hofften die Missionare die alten Kirchen zu neuem geistigen Leben erwecken zu können. Bald sahen sie auch die Notwendigkeit ein, einheimische Männer und Frauen zu Lehrern und Predigern heranzubilden und vor allem die Jugend zu gewinnen; doch sie erlebten eine große Enttäuschung; die alten orientalischen Kirchen hielten zäh an ihren Zeremonien fest, die Geistlichen waren meist ungebildet und heruntergekommen und die Gemeindeglieder unwissend und fanatisch und für alles Neue so wenig zugänglich, daß die Missionare fast gar nichts bei ihnen ausrichten konnten. Darum beschloßen die Missionare, eine neue einheimische Kirche zu gründen in der Hoffnung, daß durch ihr Vorbild den alten Kirchen ein Anstoß zu einer Reformation gegeben werde. 1914 brach der Weltkrieg aus und legte alle Arbeit lahm.

Wenn wir die heutige Lage der Mission in der Türkei überblicken, so sehen wir fast nur Ruinen. Von den eingeborenen Arbeitern haben etwa zwei Drittel einen gewaltsamen Tod erlitten, und die übrigen suchen vergeblich ein Unterkommen und Arbeit. Fast alle christlichen Kirchen in Anatolien (Kleinasien) sind geschlossen, die Dorfschulen, die die Missionare im ganzen Land eingerichtet hatten, sind gänzlich beseitigt. Von den amerikanischen Seminaren, die dazu bestimmt waren, tüchtige Missionsarbeiter auszubilden, haben acht ihren Betrieb vollständig eingestellt und drei, die in den Küstenstädten ihre Arbeit noch fortsetzen, erwarten von der Zukunft auch nicht viel Gutes. Von den andern 45 höheren Schulen existieren nicht einmal mehr 10 Prozent. Von den Spitälern, die verhältnismäßig noch am wenigsten unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden hatten, besteht auch nur noch die Hälfte.

Die türkische Regierung in Angora (Kleinasien) ist fest entschlossen, alle christlichen Missionsgesellschaften aus ihrem Reich zu verbannen. Sie wünscht wohl unsere Schulen, unsere Spitäler und andere nützliche Einrichtungen, aber nur unter der Bedingung,



Бабьисше Шёнheit (Алгier)



daß diese einen rein weltlichen Charakter haben und daß aller christliche Unterricht aufhört, auch Gottesdienste und Bibelstunden sind verboten. Damit hat die Arbeit der amerikanischen Mission ihr Ende erreicht.

Wenn man den Mohammedanern das Evangelium bringen will, stößt man heute fast auf mehr Schwierigkeiten als zuvor, obgleich diese Arbeit auch schon bisher eine der schwierigsten war. Während der mohammedanische Despotismus ein christliches Werk, das nun schon ein Jahrhundert überdauert hat, gleichsam mit einer Handbewegung aufheben kann, schreitet der Islam anderwärts siegreich vorwärts. Unter seiner Herrschaft steht der achte Teil der gesamten Bevölkerung der Erde, und jeder zehnte Bewohner Afrikas bekennt sich zum Islam; man wird in diesem Erdteil 63 Millionen Gläubige zählen dürfen. Ganz Zentralafrika ist bedroht, und man muß rasch handeln, wenn man die Lage für das Christentum dort noch retten will. Bei vielen primitiven Stämmen haben die Mosleme große Erfolge. Dagegen ist die Befehrung eines Moslems zum Christentum recht schwierig. Wir weisen nur kurz auf die Hindernisse hin, auf die man stößt, wenn man einen Befenner des Islams für das Christentum gewinnen will. Da ist zunächst der Hochmut und Stolz, der jeden Moslem beseelt und der in krassem Gegensatz zu dem milden versöhnenden Geist des Christentums steht; dazu kommen die furchtbar strengen Gesetze gegen den Abfall vom Islam, die den Abtrünnigen mit den härtesten Strafen belegen. Z. B.: „Alle die guten Taten und Handlungen eines Abtrünnigen sind für diese und jene Welt für null und nichtig erklärt. Er soll getötet werden, sein Weib muß sich von ihm trennen, und er besitzt kein Recht mehr auf irgendeine Erbschaft.“ „Die Frau, die des Abfalls beschuldigt wird, soll nicht mit dem Tod bestraft werden, selbst wenn sie als Mohammedanerin geboren ist; doch soll sie zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt und zur Zeit der Gebetsstunden mit Ruten gezüchtigt werden.“ „Ein Kind, das von abtrünnigen Eltern stammt, hat das Los dieser Eltern zu teilen; wird es getötet, so ist dieser Mord nicht strafbar.“

Der Mohammedaner wird zu einer Lebensauffassung erzogen, bei der Gott die Sklaverei, den Krieg, die Grausamkeit, die Vielweiberei, die Sklavinnenehe, die uneingeschränkte Ehescheidung und die Unterdrückung der Frau erlaubt. Ein treuer Anhänger des Islams kann diese Übel weder beklagen noch sich dagegen auflehnen, ohne Mohammed und seine heiligen Prophetenworte zu verleugnen.

Mit dieser Religion ist aber auch die Politik unauflöslich verknüpft; „wir halten die Gebote des Korans und wir haben unsere Schwerter in der Hand,“ ist das Losungswort. Daß der Islam auch heute noch diesen Widerstand leistet, daran ist weithin das Leben der Christenheit schuld, das so oft im herben Widerspruch zum Neuen Testament steht. Als Christen verpflichten wir uns zur Einehe, zu geschlechtlicher Reinheit und Keuschheit, und nur der Ehebruch wird als Scheidungsgrund angesehen. Aber zu gleicher Zeit sinkt die Moral in unsern Ehen immer tiefer, und es ist bekant, wie leicht diese jetzt geschieden werden können. Als Christen lehnen wir uns gegen die zwangsmäßige Abgeschlossenheit der orientalischen Frauen auf und verlangen, daß ihnen Freiheit und Bildungsmöglichkeiten gegeben werden. Aber wie benützen unsere Frauen die ihnen gegebene Freiheit? Viele nur dazu, um sowohl in der Kleidung als im Benehmen die äußerste Schamlosigkeit zu zeigen. Sie verlangen politischen Einfluß und Macht, aber die Verantwortlichkeit einer richtigen Frau und Mutter lehnen sie ab.

Als Christen verlangen wir von der mohammedanischen Welt, daß sie den Koran, ihr heiliges Buch, aufgibt und dafür unsere Bibel annimmt. Und doch, wie viele der tiefsten und eindringlichsten Lehren des Evangeliums sind bei uns nur toter Buchstabe. „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden.“ „Wie schwer werden die Reichen in das Reich Gottes kommen.“ Geht nicht das ganze Dichten und Trachten des Westens nach Reichtum; ist nicht der reichste Mann zugleich auch der angesehenste? Solange unser häusliches Leben, unsere Gesetze und unsere Politik, die Unterdrückung der Armen und Wehrlosen und die ganze Ungerechtigkeit, die in unserm Wirtschaftssystem herrscht, so fortbesteht, so lange wird sich durch ein solches Christentum in der übrigen Welt nichts ändern, sie wird wie bisher aus zwei Dritteln Muselmännern und Ungläubigen bestehen. Dann ist es vergebens, daß wir Millionen aufbringen und Hunderte von Missionaren aussenden, um das Wort Jesu in allen Sprachen zu verbreiten; erst wenn das Christentum vorgelebt wird und wenn in allen Ländern durch Wort und Tat christliche Einrichtungen sich durchgesetzt haben, dann erst dürfen wir Früchte unserer Arbeit erwarten. Wir wollen in den mohammedanischen Ländern die Lehre Christi verbreiten, aber wir wollen aufhören, unser Christentum zu rühmen, ehe unser Leben wieder wirklich christlich geworden ist.

Wir dürfen aber trotzdem nicht bloß auf die Hindernisse hinweisen, die der Verbreitung des Christentums unter den islamischen.

Völkern im Wege stehen, es sind doch auch ermutigende Anzeichen vorhanden.

Den Missionaren in der Türkei kann kaum eine größere Anerkennung ausgesprochen werden als in dem folgenden Artikel, der in einer Zeitung in Konstantinopel 1925 erschien:

„Von Anfang an hegten wir ein großes Mißtrauen gegen die wohlwollende, wohltätige und reiche christliche Missionsgesellschaft, die den Türken mit solcher Zuverlässigkeit die Hände entgegenstreckt. Es ist schon mehr als sechzig Jahre her, seit diese Gesellschaft angefangen hat, in Konstantinopel, in Rumeli Hisar und in Arnaoutkoi Schulen einzurichten, und sie hat ihre Arbeit auch auf einige anatolische Dörfer ausgedehnt. Da jedoch Zeit und Umstände ihrer Propaganda nicht günstig waren, machten ihre Bemühungen auf den moslemischen Türken keinen großen Eindruck. Aber jetzt machen sich diese eifrigen Protestanten die Freiheit zunutze, die durch die Trennung von Staat und Kirche geschaffen worden ist; sie gewinnen immer mehr die Oberhand und hängen sich an uns wie die Kletten. Zuerst bringen sie es so weit, daß die Leute sie gerne haben, und dann machen sie sie zu Novizen in ihrem Orden. Ihre Schulen sind die reinsten Fallen, dort werden die großen Taten von Jesus besungen. Die Überredungskunst dieser Menschen ist bei Männern und Frauen so groß, daß sich die Leute fangen lassen wie die Fliegen im Spinnennetz, und man sie nicht mehr befreien kann. Das Geheimnis ihrer Erfolge ist die Liebe. Die französischen katholischen Schwestern haben das Prinzip vom Abstrakten zum Konkreten überzugehen. Sie machen ihre Schüler zuerst mit der Lehre der katholischen Religion bekannt und dann veranschaulichen sie diese Lehre durch ihr eignes Beispiel. Die andern, die protestantischen Christen, machen es umgekehrt. Sie beginnen mit dem Vorbild und lassen daraus die Leute ihre Schlüsse ziehen, und diese Propaganda ist die viel verhängnisvollere. Sie verkündigen die Lehren des Protestantismus nicht öffentlich, sie reden nicht einmal über Religion, aber durch ihre ganze Haltung, durch ihre Handlungen, ihre Sitten, ihr Mitleid mit den Tieren, ihre Hilfe, die sie den Armen zuteil werden lassen, ihre Liebe zum Guten, ihr Erbarmen mit den Unglücklichen, versuchen sie die Erhabenheit ihrer Religion zum Ausdruck zu bringen. So müssen wir es jetzt mitansehen, daß die Zahl der unschuldigen Türkenfinder, die sich durch diesen Zauber haben fangen lassen, immer mehr zunimmt, und daß diese Kinder ihre Eigenart verlieren und all-

mählich ein jedes von ihnen ein amerikanischer Protestant, ja sogar ein Missionar wird.“

Die Christen feiern z. B. das Weihnachtsfest auf eine ungemein anziehende Weise. Ein Lehrer der amerikanischen Schule in Brussa erzählte: „Am Nachmittag versammelten sich die amerikanischen und türkischen Lehrerinnen und die Kinder im Schulgebäude. Mehr als hundert Mädchen im Alter von fünf bis achtzehn Jahren, manche von ihren Müttern begleitet, nahmen teil, und die Kinder waren ganz aufgeregter vor freudiger Erwartung. In der Mitte des Zimmers stand ein großer mit Früchten und farbigen Lichtern geschmückter Tannenbaum, an dem auch die Geschenke befestigt waren. Sankt Nikolaus, der Weihnachtsmann, erschien mit weißem Bart, in ein rotes mit Schneeflocken bedecktes Gewand gekleidet. Auf dem Klavier wurde ein christliches Lied gespielt, das die türkischen Mädchen stehend anhörten. Die amerikanische Schulpflegerin hielt eine sittlich-religiöse Ansprache, und dann wurden die Geschenke unter die Kinder verteilt mit den Worten: ‚Das ist vom Weihnachtsmann.‘ Die Lehrerinnen erhielten ein Geldgeschenk.“

Da die amerikanische Schule in Brussa keine ausländischen Schülerinnen hat, ist es ganz klar, daß die Weihnachtsfeier nur für die türkischen Kinder veranstaltet wird; von Religion ist dabei nicht die Rede, gewiß nicht. Es ist höchste Zeit, daß wir aus unserem Schlaf aufwachen und diesen ausländischen ungebeten Gästen nahelegen, daß sie ihre schlecht angebrachten ehrgeizigen Pläne aufgeben; denn auch die Nachricht, daß sie in Anatolien Vereine bilden und Leihbibliotheken einrichten wollen, muß uns bedenklich machen. Wir hören auch, daß sie junge Türken nach Amerika schicken wollen und dort in ihren Schulen ausbilden, und wir fürchten, daß sie uns dadurch mit unsern eigenen Waffen bekämpfen werden. Darum müssen wir klug sein und uns vorsehen.“

Zweifellos geht die Einheit des Islams mit raschen Schritten ihrer Auflösung entgegen, denn die ganze Lebensauffassung hat sich geändert. Das starke Nationalgefühl, das sich in den einzelnen moslemischen Ländern entwickelt, verursacht Trennung und Auflösung. Heißt die Losung: „Die Türkei für die Türken,“ so lautet sie auch: „Ägypten für die Ägypter,“ und so geht es weiter. Auch der Traum einer Weltoberung durch das Schwert des Propheten ist zu Ende; obgleich der Islam in Afrika immer noch an Boden gewinnt, muß er überall zurückweichen, wo er mit der westlichen Kultur

in Berührung kommt.¹⁾ Von der Außenwelt dringen neue Ideen in den Islam ein, aber die eigentliche Auflösung bereitet sich im Innern vor, denn das Kalifat hat seine Bedeutung als Mittelpunkt der islamischen Welt verloren. Der Kalif galt früher als Nachfolger Mohammeds, als das Haupt der islamischen Theokratie (Gottesherrschaft); doch war er kein geistlicher Herrscher, wie es der Prophet war, sondern er war die höchste weltliche Obrigkeit.

In was bestand nun eigentlich das Amt des Kalifen? Das Wort selbst, im Arabischen „khalifa“, kann mit Stellvertreter oder Nachfolger übersetzt werden. Der Koran bezeichnet schon Adam und David als Kalifen Gottes, jedoch nimmt Mohammed noch einen höheren Rang ein, und seine vier ersten Nachfolger galten als die wahren Kalifen des Propheten, während die späteren nur als Kalifen zweiten Ranges angesehen werden.

Der erste Kalif, Abu Bekr, wurde von den Anhängern Mohammeds, die sich um sein Grab versammelt hatten, gewählt. Während der ersten 800 Jahre der Herrschaft des Islams hatten verschiedene Dynastien nacheinander das Kalifat inne. Im Jahre 1582 überfielen die ottomanischen Türken, die damals auf der Höhe ihrer Macht standen, Ägypten, wo zu der Zeit das Kalifat seinen Sitz hatte, der Kalif wurde gefangengenommen und das Kalifat samt all seinen Befugnissen dem türkischen Sultan übertragen. Seine politische Macht und der Besitz der heiligen Stätten, machte seine Stellung unangreifbar. Tatsächlich war auch unter allen mohammedanischen Staaten damals nur die Türkei imstande, dem Kalifentum die ihm gebührende politische Macht zu verleihen.

Das geheimnisvolle Symbol des Kalifats übte einen Zauber auf die ganze mohammedanische Welt aus, so daß diese die türkische Herrschaft immer wieder unterstützte, wie heruntergekommen sie auch sein mochte. Nun ist aber die Lage vollständig anders geworden. Im Jahr 1920 trat die neue „Große Nationalversammlung der Türkei“ zusammen und wählte als Regierungssitz die Stadt Angora in Kleinasien, die etwa 35000 Einwohner zählt, und zwei Jahre darauf erklärte diese Regierung, die sich selbst eingesetzt hatte, die Herrschaft des Sultans in Konstantinopel für aufgehoben.

Als die Mohammedaner noch kaum Zeit gehabt hatten, die neue Lage zu überdenken, fuhr wie ein Blitz durch die ganze Welt

¹⁾ Diese Hoffnungen haben sich nicht bestätigt. Es ist sehr zweifelhaft, ob die neue Zeit wirklich eine Schwächung des Islams bedeutet, vielleicht ist auch das Gegenteil der Fall. En.

des Islams die Nachricht, daß die junge türkische Republik den Sultan auch als Kalifen abgesetzt habe und daß das Kalifat aufgehoben sei.

Wir müssen auch noch auf eine große Gefahr hinweisen, daß nämlich die mohammedanische Welt ihre Religion verliert und an ihre Stelle eine vom Materialismus und Atheismus beeinflusste fremde Zivilisation tritt.

Ein Missionar, der in der ägyptischen Mission arbeitet, schreibt: „Die Art, mit welcher gegenwärtig viele Menschen das Christentum dem Islam gegenüber vertreten, erweckt bei den Mohammedanern nur Spott. Der Moslem ist ein Kämpfer, der einen ebenbürtigen Gegner achtet, einen Mann mit fester Überzeugung, der sich nicht fürchtet, für diese einzustehen. Einen solchen Gegner kann er verfluchen, kann ihn steinigen, aber im Grund seines Herzens achtet er doch dessen Mut und Aufrichtigkeit. Ein bekehrter Moslem, ein gebildeter Mann, der mit einem sehr liberalen Vertreter des Christentums in Berührung kam, sagte: „Diese Leute glauben an ein unzuverlässiges Buch, und dann kommen sie und verlangen von uns Mohammedanern, daß wir unser unfehlbares Buch aufgeben und das ihre annehmen. Keinem wird es gelingen, den Moslem von seinem Glauben an den Koran abzubringen, der nicht selbst fest an die Bibel glaubt.“

Wir müssen den gekreuzigten und auferstandenen Christus predigen, den Jesus der Evangelien und nicht den Jesus der modernen Kritik, sonst können wir die Mission unter den Mohammedanern aufgeben.

Eine Hauptschwierigkeit der Mission unter den Mohammedanern besteht darin, daß wir fast noch keine bekehrten Moslem in haben, die als Missionare unter ihren Glaubensgenossen wirken können, denn sie würden die Psyche ihres Volkes besser verstehen als wir.

Aus dem Bericht eines Missionsarztes sehen wir, wie die Einstellung des Moslems zu dem Christentum ist. Als der Arzt seine Arbeit unter den Türken begann, sagten diese: „Er ist in unser Land gekommen, weil er hier mehr Geld verdient als in Amerika, er hat aber jedenfalls auch jetzt schon genug, denn er wohnt in einem schönen Haus und besitzt ein gutes Pferd.“ Ein mohammedanischer Priester war anderer Ansicht: „Wäre der Doktor in Amerika geblieben, so hätte er gewiß zehnmal so viel verdient als hier, aber er hat wohl etwas auf dem Gewissen und hat ein Gelübde getan, sein Unrecht dadurch zu sühnen, daß er sein Heimatland verläßt.“ Ein Patient des Doktors erklärte aber, daß sie sich alle täuschten. Die Amerikaner

und ihre armenischen Gehilfen seien gekommen, um den Leuten von ihrem Meister, einem Jesus von Nazareth, zu erzählen, der uns alle lieb habe; er selbst habe im Hospital immer wieder von diesem Jesus reden hören und auch ein Buch bekommen, ein Neues Testament, und seit er das gelesen habe, wisse er, warum der Doktor so gut gegen die Leute sei.

Vor allem sollte man immer wieder bedenken, was ein Mohammedaner auf sich nehmen muß, wenn er sich entschließt, ein Christ zu werden. Bischof Vinton von Persien schreibt darüber: „Ein Moslem, auch wenn er ein wirklicher Christ geworden ist, kann sich nur sehr schwer aus der Gemeinschaft seiner früheren Glaubensgenossen lösen, ein starker Zug zu ihnen bleibt bestehen. Als ich einmal vor persischen Christen in einer Predigt sagte, daß man um Christi willen auch den Tod nicht scheuen dürfe, kam nachher einer der Zuhörer zu mir und sagte: „Ich würde für meinen Glauben sterben, ja, ich würde mich sogar freuen, wenn ich des Märtyrertods würdig erfunden würde; dies hätte mich nie davon abhalten können, ein Christ zu werden. Aber sehr schwer ist es, alle Freunde zu verlieren und es erleben zu müssen, daß Verwandte, denen man auf der Straße begegnet, tun, als ob sie einen nicht kennten. Viel mehr als den Tod fürchte ich das Vertriebenwerden aus meiner Vaterstadt und aus meinem Heim, denn dadurch würde ich meine Familie ins Elend bringen, und ich müßte als ein von der Gesellschaft Geächteter in der Fremde leben.“

Ein Kaufmann aus Afghanistan, der Christ geworden war und als solcher angefangen hatte, Mission zu treiben, ließ sich von seinem Neffen überreden, in sein Land zurückzukehren. An der Grenze von Afghanistan ließ man ihm die Wahl, entweder das moslemische Glaubensbekenntnis herzusagen oder zu sterben. Er weigerte sich, seinen Glauben an Christus abzuschwören, worauf ihn sein eigener Neffe mit dem Schwert tötete. Dieser Neffe war in seiner Heimat verspottet worden, weil sein Onkel Christ geworden war, diese Schande wollte er nicht länger auf sich sitzen lassen.

Ein junger, zum Christentum bekehrter Perser sagte einmal: „Es muß unter uns Leute geben, die für ihren Glauben in den Tod gehen. Warum sollte ich nicht auch zu ihnen gehören! Unsere persische Kirche wird erst wachsen, wenn es Märtyrer gegeben hat.“ Als ihm jemand erwiderte: „Was nützt es, wenn Sie getötet werden, es gibt dann eben einen Christen weniger in Persien,“ sagte er: „Nein, wenn ich in dem Bazar in Kerman predigte, so würde ich ge-

steinigt werden, aber die Kirche in Teheran und an andern Orten würde infolgedessen wachsen und zunehmen.“

Im Jahr 1854 begann die Missionsarbeit der amerikanischen Presbyterianer unter den Moslemin in Agypten und Indien. Von 1861 an hatte sie in Agypten bedeutende Erfolge, so daß im Lauf der nächsten 25 Jahre 100 Missionsstationen, 190 Schulen und zwei Seminare gegründet werden konnten. Auch heute erhält man erfreuliche Berichte über die zunehmende Empfänglichkeit der Mohammedaner für das Christentum, und es ist besonders erfreulich, daß man jetzt alle Klassen der Bevölkerung erreichen kann. Noch vor einem Menschenalter standen die Dinge ganz anders, damals konnte noch kein Moslem einen christlichen Gottesdienst besuchen.

Dr. Fairman, ein alter sehr erfahrener amerikanischer Missionar in Agypten, schreibt: „In allen Städten und Dörfern, die ich besuche, um Versammlungen zu halten, habe ich zahlreiche Mohammedaner als Zuhörer; sie kommen ohne besondere Einladung, und wenn sie eine solche erhalten, stellen sie sich um so zahlreicher ein; sie machen etwa die Hälfte der gesamten Zuhörerschaft aus, kommen regelmäßig in alle Vorträge und bringen ihre Freunde mit. Es herrscht jetzt auch ein anderer Geist unter diesen Leuten; früher wollten sie nur disputieren und widersprechen, heute hören sie ohne Widerspruch zu, auch wenn wir frei und offen über die Schwierigkeiten sprechen, die den Mohammedaner hindern, das Christentum anzunehmen. Die ganze Haltung dieser Moslemin während des Gottesdienstes zeugt von Ehrfurcht und Aufmerksamkeit.“

Aus einem Bericht der englischen kirchlichen Missionsgesellschaft (C. M. S.), die zuerst die Mission unter den Mohammedanern in Agypten angefangen hat, entnehmen wir folgendes: „Es ist wirklich erhebend, wenn man an einem Gottesdienst in der alten Kirche in Kairo teilnimmt; diese ist zwar keineswegs schön, es ist nur ein kleiner Bau, mit Fenstern in grellroter Farbe, die bei den Agyptern besonders beliebt ist; ein Vorhang trennt die Männer und Frauen; das ist ein Zugeständnis an solche, die sich erst vor kurzem vom Islam losgesagt haben und die der Anblick des andern Geschlechts in ihrer Andacht stören könnte. Die Gemeinde fühlt sich aber wohl in diesem Raum, sie wohnt dem Gottesdienst viel stiller und ehrfürchtiger bei als früher; die Unruhe und das Geflüster vor und nach dem Gottesdienst hat aufgehört, und die Leute geben sich Mühe, ihren allzu lauten Gesang etwas zu dämpfen und ihre Stimmen etwas melodischer klingen zu lassen. Dies kommt uns alles ganz selbst-

verständlich vor, aber in Agypten gehört ein ehrfürchtiges Betragen bei öffentlichen Gottesdiensten zu den seltensten Tugenden.

Auch die Sonntagschule, die an den Sonntagnachmittagen in der Kirche gehalten wird, ist gut besucht; die Kinder kommen gern und lernen eifrig ihre Bibelsprüche; obgleich sie meist aus armen Familien stammen, haben sie doch Sonntagskleidchen in leuchtend roten und himmelblauen Farben an. Sogar mohammedanische Schulkinder besuchen diese Sonntagschule.

Noch beliebter als diese ist allerdings die Sonntagschule, die in einem Raum des Krankenhauses gehalten wird, da findet sich Krethi und Plethi aus den Gassen des alten Kairo ein. Die Krankenschwester des Hospitals mit den beiden Assistentinnen und eine bekehrte Mohammedanerin leisten hier eine bewundernswerte Arbeit, trotz des Lärms und Geschreis, das durchdringender ist als im Papageienhaus im Zoologischen Garten. Es bleibt einem unvergeßlich, wenn man zum erstenmal diese Armenschule betritt, in der die Schüler ein Lied auswendig lernen und ihren Eifer dadurch bekunden, daß sie es aus vollem Halse brüllen. Man glaubt zunächst, die Hölle sei los, aber bald merkt man, daß es nur übergroßer Eifer ist, den man diesen Straßenkindern zugutehalten muß, die noch nie in einer Schule gewesen sind. Es mag der 51. Psalm, 1. Kor. 13 oder irgendein geistliches Lied sein, das sie brüllen, das aber auf diese Weise ihrem Gedächtnis unbarmherzig eingetrichtert wird. Die Schwester hört oft, wie die Kinder beim Wasserholen, oder wenn sie auf ihres Vaters Karren sitzen, die geistlichen Lieder singen, und dadurch dringt auch allmählich etwas vom Evangelium in die Familien ein.

In dem Missionshospital hatte man ein junges Mädchen aufgenommen, dem durch ein Auto beide Beine gequetscht worden waren, die abgenommen werden mußten; als man sie, so weit wiederhergestellt, als Krüppel in ihre Familie zurückschickte, wurde sie sofort wieder in das Krankenhaus zurückgebracht mit dem Bemerkten, daß man für beschädigte Ware keine Verwendung habe. Mabronka, so hieß das Mädchen, war Kameltreiberin gewesen, ein wildes ungebändigtes Ding, und es läßt sich denken, wie sich ihr ganzes Wesen gegen das ihr auferlegte Leiden aufbäumte. Oft lag sie sich mit einer ihrer Gefährtinnen in den Haaren und kollerte mit ihr während des Balgens die Treppe hinunter. Während der fünf Jahre, die sie im Krankenhaus zubrachte, verdiente sie sich ihren Unterhalt durch Gemüswaschen. Lange war sie für die Botschaft

des Evangeliums vollständig unempfänglich, aber allmählich änderte sich ihr Sinn, sie ist jetzt eine unserer Konfirmandinnen.“

Wir geben noch einen kurzen Bericht über das Leben des Mathail Mansur, der durch seine Evangelisationsarbeit unter Studenten und gebildeten Mohammedanern großen Einfluß in den Familien bekam und dadurch auch unendlich viel für die Frauen getan hat. Mansur studierte an der berühmten mohammedanischen Universität El Azhar in Kairo; er war glänzend begabt und, da er alles in sich aufnehmen wollte, was die Universität an Gelehrsamkeit bot, setzte er sein Studium zwölf Jahre fort und kehrte dann als gelehrter Schech in seine Vaterstadt nach Oberägypten zurück, wo er hoch in der Achtung seiner Mitbürger stand. Während seines zurückgezogenen Lebens auf der Universität hatte er nie eine Bibel zu sehen bekommen, nur in einem Buch, das gegen das Christentum geschrieben war, fand er ein Zitat aus der Heiligen Schrift: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.“ Diese Stelle machte einen großen Eindruck auf ihn und weckte sein Verlangen, das Buch kennenzulernen. Seine Lehrer versicherten ihm aber, daß die Juden und Christen ihr heiliges Buch ganz verfälscht hätten, und so gab er sich zunächst keine Mühe, ein Exemplar davon in die Hand zu bekommen. Später jedoch gab ihm ein Geistlicher ein Buch und versicherte ihm, daß es ein unverfälschtes Exemplar der Bibel sei. Mansur versteckte es in den Falten seines Gewandes, nahm es mit nach Haus und las darin: Ganz langsam bereitete sich nun in ihm eine Sinnesänderung vor, denn wie einst Saul von Tarsus, mußte er sein ganzes Denken umstellen; nachdem er aber zwei Jahre lang in der Schrift geforscht hatte, war er bereit, sich taufen zu lassen; der stolze moslemische Schech war ein Jünger des Nazareners geworden. Mansur wußte, daß sein Leben in Gefahr stand, sobald seine Freunde erfuhren, was in ihm vorgegangen war; deshalb wandte er sich an Missionare in Kairo und ließ ihnen sagen, daß er die Taufe begehre. Da er diesen aber ganz unbekannt war, rieten sie ihm, sein Glaubensbekenntnis lieber an einem Ort abzulegen, in dem man ihn kenne. Er suchte nun in einer andern Stadt eine römisch-katholische Kirche auf, ließ sich dort taufen und nannte sich von da an Mathail. Die Katholiken erkannten sehr bald, was dieser Mann wert war. Sie gaben ihm eine Stelle als Lehrer und nahmen ihn später nach Rom mit, um ihn als Siegesbeute dem Papst vorzustellen. All dies diente aber nur dazu, daß Mathail allmählich die Augen aufgingen

über vieles Falsche und Unlautere in der katholischen Kirche; und als er nach seiner Rückkehr fand, daß man in seiner Abwesenheit alle seine protestantischen Bücher, sogar seine Bibel, aus seinem Zimmer weggenommen hatte, verließ er seine katholischen Freunde und bat um Aufnahme in die evangelische Kirche in Kairo, die ihm auch gewährt wurde. Dies geschah im Jahre 1897, gerade nachdem der Schreiber dieses Buchs mit seiner Frau in Kairo eingetroffen war. Mathail wurde sein Lehrer im Arabischen, und es entstand eine innige und dauernde Freundschaft zwischen den beiden. Als Mathail eines Tags die Geschichte von der Berufung des Jesaja las, rief er aus: „Ich glaube, daß mich Gott dazu berufen hat, daß ich meinen moslemischen Brüdern das Evangelium verkündige.“ Dieser Entschluß führte dazu, daß Mathail anfangs, Versammlungen in einem Zimmer des Schulhauses zu halten, zu denen jedermann, auch Mohammedaner, eingeladen wurde. Die Besucherzahl war zuerst sehr gering, aber er ließ sich nicht entmutigen und lernte allmählich immer besser, in welche Form er seine Botschaft kleiden und wie er seine Gaben verwerten konnte. Mit der Zeit wurden diese Versammlungen in weiteren Kreisen bekannt, und nun stellten sich die Zuhörer immer zahlreicher ein, und zwar waren es hauptsächlich Mohammedaner, während zuerst fast nur Christen gekommen waren. Das Schulzimmer wurde bald zu klein, und so zog man in die Kapelle, und bald konnte Mathail auch noch in einem andern Stadtteil in einer Kirche Versammlungen halten, die immer sehr gut besucht waren. Zuerst hielt er eine ganz einfache Predigt über einen biblischen Text, und dann griff er einen der Punkte heraus, in dem sich der Islam vom Christentum unterscheidet. Die Studenten der El Azhar Universität strömten herbei, um ihn zu hören, und brachten ihre Gelehrten mit, die mit Mathail disputierten. Es war aber keine Gefahr, daß er eine Niederlage erleiden würde, denn in der islamischen Gelehrsamkeit war er seinen Gegnern nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen, und ebenso gründlich kannte er die christliche Lehre. Sein logisches Denken, sein scharfer Verstand, sein nie versagender Takt, sein liebenswürdiger Humor und vor allem der große Ernst, mit dem er ohne alle Menschenfurcht die Wahrheit verkündete, übten eine große Wirkung auf seine Zuhörer aus. Überall sprach man von diesen Versammlungen, und viele seiner Zuhörer baten ihn um eine persönliche Unterredung.

Mathails Name war nun im ganzen Land bekannt, und er wurde oft auch in andere Städte als Redner berufen. Ein mos-

Iemischer Schech, der nach einer Versammlung mit ihm zusammen-
traf, sagte zu ihm: „Ist es wirklich wahr, daß Ihr als Mohammedaner
Euch zum Christentum bekehrt habt?“

„Hört mir zu,“ erwiderte Makhail, und nun erzählte er ihm in
schlichten Worten die Geschichte seiner Bekehrung. „Glaubt Ihr
es jetzt?“ so schloß er seine Erzählung. „Leider muß ich glauben, daß
es wahr ist,“ antwortete der Schech; aber Makhail sagte: „Glücklicher-
weise ist es wahr.“

Kamil Mansur, ein Bruder von Makhail, erzählt uns auch die
Geschichte seiner Bekehrung. „Als mein älterer Bruder, der für
einen Gelehrten galt, Christ wurde, war die ganze Familie höchst
unglücklich darüber, und als ich die Universität in Kairo bezog, verbot
mir mein Vater, meinen Bruder, der auch dort lebte, zu besuchen. Ich
gehörte ihm eine Zeitlang, aber da ich nicht von meinem Bruder
lassen konnte, besuchte ich ihn doch; was für eine Freude hatte er,
als er mich sah! Er nahm mich mit in die Kirche, in der er predigte,
und in die Versammlungen, in denen er kühn zu beweisen suchte,
daß nur im Christentum das Heil zu finden sei. Damals war ich
sehr betrübt, daß mein Bruder seinem alten Glauben untreu ge-
worden war; und ich bat einige der Gelehrten der El Azhar, sie
möchten doch versuchen, ihn zum Islam zurückzubringen. Wir
besuchten ihn öfters, um mit ihm zu disputieren, aber statt dessen
wurde in der Bibel gelesen, gesungen und gebetet. Ich sah, daß
mein Bruder vollständig aufrichtig war und treu zu seinem Glaubens-
bekenntnis stand, und auch daß er ein Gut besaß, das ich nicht kannte.
So bat ich ihn um ein Neues Testament, was er mir freudig gab.
Ich fing an, es sorgfältig zu lesen, und mein Bruder half mir, daß
ich mich in meinen Schwierigkeiten zurechtfinden konnte. Nachdem
ich ein Jahr lang das Neue Testament fleißig studiert hatte, kam ich
zu der Überzeugung, daß wir nur durch Jesus gerettet werden
können. Ich der Sünder, er mein Heiland, ich der Gefangene, er
mein Befreier; ich der Unwissende, er mein Lehrer; ich der Arme,
Blinde, Elende, aber durch ihn ein glückseliger Mensch. In Jesus
fand ich, was mir der Islam nie geben konnte, einen Erretter vom
ewigen Verderben; einen Helfer in der Not; einen Mittler zwischen
Gott und mir; und das höchste Vorbild, dem ich furchtlos nachfolgen
kann. All dies war mir klar geworden und ich verlangte nach der
Taufe; aber mein Bruder wünschte, daß ich warte, bis mich der
Geistliche noch besser kennengelernt habe.

Einige meiner Kameraden wußten, wie es mit mir stand, und fingen an, mich zu verfolgen; auch mein Vater hörte davon, rief mich nach Hause und verschaffte mir eine Stelle als Lehrer in einer mohammedanischen Schule, damit ich über der Arbeit meinen Wunsch, ein Christ zu werden, vergessen sollte. Ich war für ein Jahr angestellt, und wie froh war ich, als diese Zeit vorüber war und ich aus der Gefangenschaft wieder in die Freiheit zu meinem Bruder nach Kairo flüchten konnte. Zunächst wurde ich als Lehrer an einer amerikanischen Schule nach Alexandria geschickt, und dort empfing ich nach vorhergehendem gründlichem Examen die Taufe. In dieser Schule gab ich 18 Jahre lang den Religionsunterricht, bis mein Bruder starb und ich durch die Synode zu seinem Nachfolger in dem Evangelisationswerk unter den Moslemin berufen wurde. Ich folgte diesem Ruf ohne Zögern, obwohl ich mir bewußt war, welche große Verantwortung ich mit dieser Arbeit auf mich nehmen würde.“

„Nur durch das Evangelium können wir die Herzen der Mohammedaner gewinnen, denn es ist stärker als das Schwert. Ich sprach einmal mit einem Studenten, der gerne von Christus hören wollte; er sagte zu mir: ‚Ich weiß jetzt, warum meine Eltern mich davor gewarnt haben, das Neue Testament zu lesen; ich weiß nun, daß es wirklich das Wort Gottes enthält.‘

Ich fragte auch einige meiner Freunde, die sich bekehrt hatten, welches Bibelwort sie zuerst zu Jesus geführt habe. Der eine sagte: ‚Ich lag krank in einem christlichen Hospital, dort hörte ich einen Evangelisten von Jesus erzählen, unter anderem auch die Geschichte von dem Weib, das zwölf Jahre den Blutgang gehabt hatte und durch das Berühren von Jesu Kleid gesund geworden war. Ich spottete über dieses Wunder, aber in einer Nacht, als es mir sehr schlecht ging, rief ich diesen Christus um Hilfe an; ich faßte ein großes Vertrauen zu ihm und war am Morgen fest überzeugt, daß er Krankheiten heilen kann. Seit ich nun das Hospital verlassen habe, suche ich diesen Jesus und will ihm treu bleiben bis an mein Ende.“

Nun richten wir unsern Blick auf das alte Mesopotamien, wovon Irak, mit etwa drei Millionen Einwohnern, den nördlichen Teil bildet, und auf die Stadt Mosul. Hier arbeiten verschiedene amerikanische Missionen, um den Mohammedanern in dem bis jetzt noch unbefestigten Gebiet Mesopotamiens das amtlich den Namen Irak führt, das Evangelium zu bringen. Mosul ist die Grenzstadt zwischen Arabern, Türken und Kurden, es liegt am Tigris, und die Entdeckung von Ölfeldern in seiner Umgebung hat es in der ganzen

Welt bekannt gemacht. Mosul ist eine höchst interessante Stadt, eigenartige Moscheen und Minarets und alte türkische Bauwerke deuten auf eine große Vergangenheit. Auf dem jenseitigen Ufer des Tigris lag das alte Niniveh, dessen Ruinen gleich grauen Erdwällen herüberblicken.

Unsere Missionare sehen Mosul als Ausgangspunkt für ihre Tätigkeit unter den moslemischen Kurden an und wollen auch unter den zurückgekehrten Flüchtlingen und unter den übriggebliebenen chaldäischen Christen Evangelisationsarbeit treiben.

Mesopotamien gehörte viele Jahre lang zur Türkei, durch den Krieg ging es diesem Land verloren, und der Völkerbund hat Großbritannien ein Mandat darüber zugesprochen, doch erkennt die englische Regierung noch die Herrschaft des König Feisal über das arabische Königreich Irak an. Die Sympathien für die Türkei sind in diesen Ländern immer noch sehr stark. Sollte dieses Land einmal wieder der Türkei zufallen, so würde dies wahrscheinlich den Untergang der christlichen Gemeinschaften zur Folge haben.

In Arabien hat die Reformierte Kirche Amerikas schon im Jahr 1889 ihre Arbeit unter den Moslemin begonnen. Arabien ist die Burg des Islams, trotzdem wird heute wenigstens die ärztliche Mission in Arabien mit Freuden begrüßt, wenn auch Befehungen selten sind. So sind zwei junge Türken in Basra in Arabien vor einigen Jahren zum Christentum übergetreten. Der eine war in der Kriegsschule in Konstantinopel ausgebildet worden, der andere war ein Mechaniker. Die beiden kamen in Kriegsgefangenschaft und lernten nach ihrer Befreiung in Basra das Evangelium kennen. Ein türkisches Neues Testament war bei dem einen der Anlaß zu seiner Befehung; er sagte: „Wenn die Christen so viel von ihrem heiligen Buch halten, daß sie es in alle Sprachen übersetzen, so daß es jedermann lesen kann, so ist es wohl der Mühe wert, daß ich mich auch damit bekannt mache.“ Man muß bedenken, daß der Koran, das heilige Buch des Islams, in arabischer Sprache geschrieben ist und früher niemals in eine andere Sprache übersetzt werden durfte und deshalb für viele Mohammedaner ganz unverständlich blieb. Daher kam es, daß das Neue Testament in seiner Muttersprache auf den Türken einen so starken Eindruck machte. Die Befehung seines Freundes beruhte auf persönlicher Erfahrung; durch die Worte und Verheißungen Jesu erhielt seine Seele den Frieden, den sie in den äußerlichen Gebräuchen seiner eigenen Religion nicht hatte finden können. Die beiden Türken besuchten einen türkischen Gottes-

dienst, den ein alter eingeborener Christ jeden Sonntag in einem kleinen Dörfchen hielt, das aus einem armenischen Flüchtlingslager entstanden war, und sie ließen sich weder durch den weiten Weg noch durch die große Hitze vom regelmäßigen Besuch dieser Predigt abschrecken. Nach einiger Zeit bekehrten diese beiden Männer getauft zu werden. Eine sorgfältige Prüfung erwies, daß sie das Wesentliche der christlichen Religion erfaßt hatten und auch vor dem für sie vielleicht folgenschweren öffentlichen Bekenntnis nicht zurückschrecken würden. So fand die Taufe nach dem gewöhnlichen arabischen Gottesdienst statt, doch bei der Taufhandlung selbst bediente man sich der türkischen Sprache, da die zwei Täuflinge kaum Arabisch verstanden. Auch die kleine Gruppe armenischer Flüchtlinge, die dem Gottesdienst beiwohnte, sang ein türkisches Lied und zeigte dadurch, daß sie von jetzt an diese Türken in ihre Gemeinschaft aufnehmen würde, obgleich diese dem Volk angehörten, von dem sie eine solch grausame Verfolgung erlitten hatten.“

Schon im Jahr 1870 hat die presbyterianische Mission die Arbeit in Syrien begonnen und führt sie seither ununterbrochen weiter. Alles geistige und religiöse Leben in diesem Land hat seinen Mittelpunkt in dem protestantischen Seminar in Beirut. Einer der eifrigsten Arbeiter in Syrien ist ein Blinder, der sowohl Prediger als Lehrer ist. Dieser Mann gibt seine ganze Zeit her und stellt auch sein Haus zur Verfügung, damit in seinem Heimort Gottesdienst und Schule gehalten werden kann. Seine Tochter hilft ihm in der Schule, sie gibt sogar englische und französische Stunden, während er selbst hauptsächlich den Religionsunterricht übernimmt. Die kleine Gemeinde besteht aus armen Leuten, die aber willig sind, Opfer zu bringen. Der Blinde arbeitet auch unter den Beduinen, er besucht sie in ihren Hütten und spricht mit ihnen, wenn sie in die Stadt kommen; sie hören ihm gerne zu, und er hat den Eindruck, daß sie empfänglich für das Evangelium sind.

Aus Persien kommen sehr ermutigende Nachrichten. In diesem Land ändern sich die Verhältnisse allmählich. Es ist jetzt wieder möglich, christliche Gemeinden zu gründen und erfolgreich unter den Mohammedanern Mission zu treiben. Die Christen werden nicht mehr mißtrauisch beobachtet und verächtlich behandelt, sie finden Anerkennung, und man heißt sie sogar willkommen. Dies ist besonders bemerkenswert, da ja durch den Krieg die Missionsarbeit sehr gelitten hatte. Mehr als 100000 Christen, zum großen Teil Armenier, mußten während des Kriegs in der Türkei und in Persien

ihr Leben lassen, darunter waren Professoren und Lehrer der Missions-
schulen, eingeborene Pfarrer samt ihren Frauen und ihren Schülern.
Bei vielen war es kein gewaltsamer Tod, sondern sie gingen infolge
der namenlosen Entbehrungen zugrunde oder fielen den herrschenden
Seuchen zum Opfer.

Persien und Syrien waren Kriegsschauplatz; feindliche Truppen
zogen plündernd durch das Land, sie verwüsteten die Felder, töteten
die Männer und Knaben und führten die hilflosen Frauen und
Mädchen in Gefangenschaft. Auch die Krankenhäuser wurden ge-
plündert und die Vorräte von Lebensmitteln weggenommen. Fast
die ganze nestorianische Bevölkerung mußte aus der Stadt Urmia
in Persien fliehen, Tausende kamen dabei ums Leben.

Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, was die
Mission in dieser Zeit der Schreckensherrschaft geleistet hat. Trotz
Krieg, Pestilenz, Hungersnot und viel Krankheit im eigenen Lager
haben die Missionare und Missionarinnen geholfen, wo sie nur
konnten. Sie verteilten große Summen Geldes und eine Menge
von Lebensmitteln, die sie aus dem Ausland erhalten hatten; sie
nahmen die Kranken und Verwundeten in ihre eigenen Häuser auf,
und die Ärzte und Ärztinnen operierten auf den Dächern. Manch-
mal konnte man keinen Schritt machen, ohne Kranke, Sterbende
oder Tote zu berühren.

Unter der Verwüstung durch den Krieg hatte die Stadt Urmia
am meisten zu leiden. Hier wurde seinerzeit die erste Missions-
station in Persien gegründet. Die ersten Missionare, von den Nesto-
rianern mit offenen Armen aufgenommen, arbeiteten beinahe 30
Jahre lang unter den Gliedern dieser alten Kirche. Im Jahre 1871
übernahmen die amerikanischen Presbyterianer diese Arbeit, die
sie mit großer Ausdauer und viel Erfolg weiterführten. Schon
im Jahre 1897 war die evangelische Kirche zu einem bedeutenden
Werk herangewachsen, viele neue Gemeinden und Schulen jeder
Art waren gegründet und erfreuten sich eines starken Besuchs von
seiten der persischen Bevölkerung. Durch den Krieg ist alles zerstört
worden. Immer neue Scharen von Christen wurden in die Ver-
bannung geschickt. Die Mission verhielt sich vollkommen neutral
und half, wo zu helfen war; aber schließlich wurde auch sie auf-
gehoben. 1918 ließ die türkische Regierung alle noch anwesenden
Missionare und viele eingeborene Christen nach Tabris verschicken.
Für die etwa 900 zurückgebliebenen Christen sorgten eine Anzahl



Nordafritaniſche Ellavin



mutige bekehrte Mohammedaner, die in den Schulen von Urmia ihre Ausbildung empfangen hatten.

Erst im Herbst 1925 konnte die Missionsarbeit in Urmia, wenn auch unter sehr schwierigen Verhältnissen, wieder aufgenommen werden. Von den vertriebenen Christen ist nur ein kleiner Teil zurückgekehrt, hauptsächlich die Ungebildeten und Armen, man versucht, sie wieder zu sammeln, aber ihre Hauptarbeit hat die Mission jetzt unter den Mohammedanern; man stößt wohl noch auf starken Widerstand, aber es sind auch ermutigende Anzeichen vorhanden, die auf Erfolg hoffen lassen. Bis vor kurzem war es noch unmöglich, mit Mohammedanern öffentlich über Religion zu reden, jetzt bildet die Religion einen der häufigsten Gesprächsstoffe. In den Dörfern freuen sich die Bauern über den Besuch der Missionare und lassen sich gern aus dem Neuen Testament vorlesen. Der Gouverneur des Landes ist allerdings noch ein fanatischer Mohammedaner, aber die Offiziere, die in Europa ausgebildet worden sind und sehr viel Einfluß besitzen, haben häufig ihren Glauben an den Islam verloren.

Wohl der beste Beurteiler der Umwälzungen, die sich in Persien vollzogen haben, und der jetzigen Lage, ist der Evangelist Kasha Muhadsch, der nach seiner theologischen Ausbildung im Seminar in Urmia nun seit 25 Jahren in der Arbeit steht. Er predigte zuerst den Ayyern, aber neuerdings wendet er sich mehr an die Mohammedaner; und er arbeitet mit so viel Weisheit und Treue, daß man ihn zu den besten Verkündigern des Evangeliums rechnen darf. Er schreibt über seine Erfahrungen: „Nach meinen Erfahrungen als Prediger und meiner genauen Bekanntschaft mit dem Volk und seiner Religion glaube ich sagen zu dürfen, daß die Mauern des Islams jetzt zu wanken beginnen. Wer diese Religion kennt, weiß, wie sich ihre Anhänger gegen Fortschritt, Zivilisation und Willensfreiheit gewehrt haben; heute weht ein anderer Geist. In Kaukasien ist der Koran in die Landessprache übersetzt worden, was früher streng verboten war. Viele Moslems wenden sich von ihrer Religion ab und fallen dem Unglauben anheim oder suchen in heidnischen Religionen Befriedigung. Die gebildete Schicht hofft auf eine Reform des Islams, denn sie sieht die Torheit der Wallfahrten und anderer religiöser Bräuche ein. Ich bin überzeugt, daß der Islam in Persien seinem Verfall nahe ist, als Ursache davon kann man folgende Punkte anführen: 1. Der Verkehr mit dem Ausland. In den letzten Jahren haben viele Perser ihre Schritte nach Westen

gelenkt zu Studienzwecken, aus Handelsinteressen oder auch nur aus Reiselust, und ebenso sind auch die Leute aus dem Westen nach Persien gekommen. Weiter verkehren doch die einheimischen Christen, die ihre Bildung im Ausland oder in den Missionschulen erhalten haben, viel mit den Mohammedanern, und dadurch muß diesen allmählich klar werden, daß etwas in dem Christentum steckt, das der Islam nicht zu bieten vermag.

2. Die umfassende Arbeit der christlichen Mission, die durch die Verkündigung des Evangeliums, durch ihr Schulwesen, durch ihre ärztliche Tätigkeit einen weitgehenden Einfluß ausübt.

3. Die Verbreitung von Bibelteilen und christlichen Schriften.

4. Die Arbeit der Reiseprediger, die Tausenden das Evangelium nahebringen und das Christentum, das sie predigen, auch wirklich leben.“

Die Mohammedaner-Missionenkonferenz, die vom 3.—7. April im Jahre 1924 in Jerusalem stattgefunden hat, darf nicht unerwähnt bleiben. Bei der Unsicherheit, in der sich seit dem Weltkrieg besonders die Missionen befinden, die unter den Mohammedanern arbeiten, war eine solche Konferenz dringendes Bedürfnis, und sie wurde für ihre Teilnehmer, die sich aus all den islamischen Ländern der Welt eingestellt hatten, zu einem großen Erlebnis. Es kamen Abgesandte aus Nordwest-Afrika, Ägypten, dem Sudan, Abessinien, Syrien, Palästina, Arabien, Irak, Persien, Turkestan, China, Indien und Holländisch-Ost-Indien.

Es ist nicht möglich, hier näher auf Ergebnisse und Beschlüsse dieser Konferenz einzugehen, nur einige Punkte sollen erwähnt werden. Es wurde festgestellt, daß in neuerer Zeit die Mohammedaner empfänglicher für das Christentum sind als früher, ausgenommen in der Türkei, in Arabien und Nord-Nigeria. Die Missionsmethoden müssen sich sowohl in der Erziehungs- als in der Evangelisationsarbeit den veränderten Verhältnissen anpassen. Angesichts des europäischen Unglaubens, der sich immer weiter nach dem Osten ausbreitet, und angesichts der revolutionären Bestrebungen muß besonderer Nachdruck auf die Verbreitung der Bibel und anderer religiöser Schriften in den betreffenden Landesprachen gelegt werden. Die Mission unter den Frauen sollte noch mit viel größerem Eifer betrieben werden, denn es sind die Mütter, die den weitgehendsten Einfluß auf die Kinder ausüben, und sie sind es auch,

die wohl noch am zähesten an der alten Religion hängen. Vor allem ist es aber notwendig, daß sich das Christentum dem Islam als eine Einheit zeigt; deshalb sollten alle Missionen auf dieses Ziel hinarbeiten. Einen tiefen Eindruck machte die Einmütigkeit, mit der sowohl eingeborene als ausländische Missionsarbeiter erklärten, daß überall, wo es eine nationale Volkskirche gibt, diese die Verantwortung für die Ausbreitung des Evangeliums unter den Anhängern des Islams auf sich nehmen müsse. Aus Ägypten, Palästina, Syrien, Persien und sogar aus der Türkei kam diese neue Anregung.

Doch die wirklich treibende Kraft soll der Geist des gekreuzigten und auferstandenen Heilands bleiben. Die ganze Welt des Islams wartet auf ihre Erlösung; und deshalb muß immer von neuem bezeugt werden, daß das Kreuz Christi im Mittelpunkt unseres Glaubens steht.

5. Kapitel.

Die Mission unter den moslemischen Frauen.

Zu den interessantesten Kapiteln in der mohammedanischen Missionsgeschichte dürfen wir sicher die zählen, die von der Arbeit an den Mohammedanerinnen handeln. Man denke an die ersten Missionarinnen, wie sie sich schüchtern einem Harem näherten, um den darin befindlichen Frauen einen Besuch zu machen. Sie nahmen außer einigen Schulbüchern und Neuen Testamenten auch Häfel- und Stüdmuster mit, gewissermaßen als Lockspeise. Was für einen trägen und gelangweilten Eindruck diese Mohammedanerinnen machten, wenn man ihnen eine Geschichte erzählte, sie das Alphabet lehrte oder ihnen ein neues Häfelmuster zeigte. Sie schienen gar keine Lust zu haben, etwas Neues zu lernen, und die Missionarin verließ das Haus mit dem Gefühl, daß sie ebensogut hätte an eine Wand reden können. Aber doch ist ein Samen in den Boden gesenkt worden, und Welch eine Ernte nach einer Arbeit von fünfzig Jahren! Wir besuchen eines der Seminare, die von den christlichen Frauenvereinen des Orients gegründet worden sind; da sieht man begabte junge Mädchen ihre botanischen und zoologischen Studien nach streng wissenschaftlicher Art treiben, und im Missionskrankenhaus werden tüchtige Ärztinnen ausgebildet, damit sie ihren Schwestern in geschickter und zarter Weise Hilfe bringen können.

Den größten Anziehungspunkt hat aber für die Mohammedanerinnen von jeher das christliche Heim ausgeübt. Das einfache Missionshaus war so grundverschieden von dem Haus, der Stube oder dem Hofraum, in dem sich ihr Leben abspielte. Kommt eine Moslemin zum erstenmal ins Missionshaus, so hört ihr Fragen nicht auf; man muß ihr über jede Kleinigkeit Auskunft geben. Schließlich aber möchte sie auch wissen, warum ein solch großer Unterschied besteht zwischen einem Christen- und einem Mohammedanerhaus. Sie versucht sich wohl einzureden, daß die Christin all ihr Gutes in diesem Leben empfangt und die Moslemin erst in dem zukünftigen; doch diese Hoffnung hält nicht stand, denn sobald sie anfängt, nach solchen Verheißungen zu suchen, merkt sie, daß ihre Religion nur

sehr bescheidene Versprechungen für das Jenseits aufweist. Die ersten Missionarinnen ahnten noch kaum, wenn sie die verschleierte Frauen mit ihren Kinderchen zu sich einluden oder sie in ihren Harems und Senanas besuchten, daß dies der Anfang der großen Erziehungsarbeit war, die später, besonders durch die Gründung von Schulen und Seminaren, mitgeholfen hat, der modernen Frauenbewegung unter den Anhängerinnen des Islams den Weg zu bereiten. Diese Schulen übten bald eine große Anziehungskraft aus, obgleich sie anfangs nur mit den dürftigsten Lehrmitteln ausgestattet waren. Eine Lehrerin schreibt: „Es ist eine große Freude, wenn der Geist eines Kindes anfängt aufzuwachen, nachdem es ein paar Wochen in unserer Schule gewesen ist. Da war ein Mädchen, das einen vollständig stumpfen Eindruck machte, plötzlich geschah ein Wunder; das Kind wagte es, vor der ganzen Klasse eine Frage zu stellen. Damit war das Eis gebrochen, es war, wie wenn ein neues Leben in ihm erwacht wäre; es ist nun flink und eifrig bei der Arbeit und beim Spiel, vergnügt und zufrieden und eine Freude seiner Lehrerin.“

In Ägypten, wie in den meisten moslemischen Ländern, ist die Schulbildung der Mädchen zuerst von der Mission angeregt worden. Die amerikanischen Missionare waren die ersten, die einen Plan für Mädchen- und Knabenschulen ausarbeiteten; andere Missionsgesellschaften folgten; und eine jede hat sich auf irgendeine Weise an dem Unterrichtswesen beteiligt. Jetzt gibt es in allen großen und kleinen Städten und auch in den Dörfern Mädchenschulen, die fast ausnahmslos auch von moslemischen Mädchen besucht werden. Eine amerikanische Missionarin fand, daß in Kairo eine höhere Schule für den Unterricht der Töchter der wohlhabenden Ägypter durchaus nötig sei; ihr Plan konnte verwirklicht werden; und nun schicken die Eltern ihre Töchter in dieses Seminar, das der amerikanischen Mission gehört, obgleich sie wissen, daß ihre Kinder durch den geistigen und sittlichen Einfluß, den diese Schule ausübt, eine vollständig neue Lebensauffassung erhalten. Die Mädchen, die das Examen in diesem Seminar bestanden haben, interessieren sich lebhaft für die Reformen, die gegenwärtig von den Führerinnen der Frauenbewegung in Ägypten angestrebt werden.

Die ägyptische Regierung mußte der Forderung nach Mädchenschulen willfahren. Nun gibt es allerdings noch keinen Schulzwang für Mädchen, aber sie können vom fünften Lebensjahr an eine Schule besuchen und weiter lernen, bis sie selbst unterrichten können. Die meisten Leute sind jedoch zu arm, um das Schulgeld zu bezahlen, und

so ist der Bildungsgrad bei vielen Aegypterinnen noch sehr gering. Aber in den letzten Jahren hat die Bildung der Frauen nicht nur in der Türkei, sondern auch in Indien und Aegypten und andern moslemischen Ländern zugenommen.

In Südbindien sagte ein mohammedanischer Richter zu einem Missionar: „Warum schickt Ihr denn nicht mehr Missionare hierher? Das Christentum ist die einzige Religion, die ein Volk heben kann. Der Hinduismus taugt nichts. Obgleich ich Moslem bin, gestehe ich, daß auch meine Religion den Menschen nicht heben kann, nur das Christentum ist dazu fähig.“

In Indien hat man durch die Schulen den Weg zu den Herzen vieler moslemischer Frauen und Mädchen gefunden. In den höheren Schulen ist allerdings ihre Zahl im Vergleich mit den Hindumädchen gering; aber diese Minderheit hat trotzdem einen starken Einfluß. Dank der zunehmenden Aufklärung bei den moslemischen Männern und dank des abnehmenden Einflusses der religiösen Führer dürfen jetzt Mohammedanerinnen auch die höheren Schulen und die Universität besuchen. Sehr erfreulich ist, daß die Mädchen immer wieder zu ihren früheren Lehrerinnen kommen, um bei ihnen Belehrung, Teilnahme und Schutz zu suchen. Viele sind von der Wahrheit des Christentums überzeugt, sie würden gerne ihren Glauben bekennen und getauft werden, aber sie wissen, daß sie aus ihrem Elternhaus verstoßen werden, wenn sie diesen Schritt tun.

In Konstantinopel hatte sich vor vielen Jahren ein Amerikaner eine Audienz bei einem der Minister des Sultans erbeten, weil er von der Regierung die Rückgabe eines von Amerikanern erworbenen Grundstücks erlangen wollte. Um seiner Bitte etwas mehr Nachdruck zu geben, sagte er, die Amerikaner seien in die Türkei gekommen, um das Volk zu belehren und aufzuklären. Der Minister schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Aufklärung! Der Sultan haßt jegliche Aufklärung, weil durch sie seine Macht über das Volk gebrochen würde. Das Dokument über die Erwerbung des Grundstücks bleibt in unsern Händen.“ Schließlich gelang es den Amerikanern aber doch, das Grundstück zu behalten, und auf diesem wurde das amerikanische Mädchenseminar errichtet, dessen Schülerinnen später an vielen Orten für die Aufklärung wirkten, die der Sultan so sehr verabscheut hatte. Gerade die Türkei hat, was Frauenbildung betrifft, die auffallendsten Fortschritte zu verzeichnen.

Noch vor 25 Jahren war es den türkischen Mädchen verboten, andere als die Koranschulen zu besuchen, und die Freude war groß,

als durch die „unblutige Revolution“ im Jahre 1908 eine neue Gesetzgebung zustande kam, die allen türkischen Untertanen, also auch den Frauen, größere Freiheiten verlieh. Leider war diese Freude von kurzer Dauer, es folgten noch schwere Jahre, aber die wenigen gebildeten Türkinnen hielten den Angriffen der konservativen Partei stand und taten ihr Möglichstes, damit allen Frauen Gelegenheit gegeben würde, aus dem Quell des Wissens zu trinken. Jetzt sind in der Türkei beinahe so viel Mädchen- als Knabenschulen und die Hälfte der Lehrerschaft besteht aus Frauen; noch vor 18 Jahren gab es keine einzige Mädchenschule, und der Besuch der Missionschulen war verboten; die Regierung ließ diese sogar durch Spione überwachen und die türkischen Mädchen aus der Schule nehmen, die jedoch die nächste Gelegenheit benützten, um wieder dahin zurückzukehren.

Es ist erstaunlich, welche Veränderung die Bildung des Westens in diesen jungen Türkinnen hervorbringt; früher zügellos und flatterhaft, sind sie jetzt ernsthaft, wißbegierig und tüchtig in der Arbeit.

In Persien konnten die Mädchen früher die Missionschulen auch nur ganz im geheimen besuchen, aber diese Zeiten sind vorüber; und in einer Stadt, in der einige Mollah (Priester) auf die amerikanischen Schulen schalten und die Eltern abhalten wollten, ihre Kinder in sie zu schicken, stand ein Mann auf und erklärte: „Seit 13 Jahrhunderten haben wir uns nach Eurer Lehre gerichtet und sind dabei immer rückständiger geworden; sobald ihr uns gute Schulen gebt, werden wir wieder auf euch hören, aber inzwischen schicken wir unsere Kinder dahin, wo sie den besten Unterricht bekommen.“

Im Jahr 1917 wurde in Isfahan ein Mütterverein für persische Christinnen gegründet, und bald darauf versuchte man auch einen solchen für Mohammedanerinnen der gebildeten Stände ins Leben zu rufen; es gab zunächst beträchtliche Schwierigkeiten zu überwinden, aber bei der ersten Vereinsitzung waren außer einigen Engländerinnen doch schon 40 Perserinnen gekommen, darunter die Frau des Vizegouverneurs und andere vornehme Damen. Man sprach hauptsächlich darüber, welche Wege einzuschlagen seien, damit die Frau größeren Einfluß in ihrem Heim und im öffentlichen Leben gewinne; besonders wurde die Notwendigkeit einer guten Schulbildung betont, und daß diese auch den Frauen der niederen Klassen ermöglicht werden solle. Man sieht daraus, daß auch bei den Perserinnen das soziale Gewissen erwacht ist. Auch das Ubel der Kinderheiraten wurde vielfach besprochen, und eine Perserin

sammelte Unterschriften für ein von ihr verfaßtes Schriftstück. Die Unterzeichneten versprachen, ihren Söhnen zu verbieten, kleine Mädchen zu Frauen zu nehmen, ihre Töchter nicht vor dem 18. Jahre heiraten zu lassen und nie eine Kinderhochzeit mitzufeiern.

Dieser persische Frauenverein konnte weiterbestehen, obgleich eine Zeitlang von Seiten der moslemischen Geistlichkeit Einspruch erhoben wurde; diese hatte wohl erkannt, daß, obwohl diese Versammlungen kein religiöses Gepräge trugen, die Grundsätze, die dort vertreten wurden, dem Christentum entstammten.

Das Verlangen nach Schulunterricht wird bei dem persischen weiblichen Geschlecht immer stärker; oft kommen schon fast erwachsene Mädchen als Anfängerinnen in eine Schule; und sie suchen nun durch großen Fleiß die kurze Schulzeit, die sie haben, möglichst auszunützen. Sogar verheiratete Frauen melden sich als Schülerinnen und sind dann sehr glücklich, wenn man sie in irgendeinen Verein aufnehmen kann. Es gibt eine ganze Anzahl solcher Vereine, die alle für das Wohl der Nation arbeiten wollen. So wurden z. B. Theatervorstellungen in einem Garten gegeben, um Geld für eine Schule zusammenzubringen, ein anderer Verein macht es sich zur Aufgabe, die einheimische Industrie zu fördern usw.

Alle diese Erscheinungen zeigen, wie die Perserinnen unbewußt dem Christentum zustreben; sie stehen auf der Schwelle eines neuen Lebens und verlangen leidenschaftlich nach all dem, was die Frauen der christlichen Länder schon lange besitzen. Ihr Glaube an den Islam ist erschüttert, seit sie selbständig denken und urteilen gelernt haben. Allerdings gibt es auch Frauen, die aus patriotischen Gründen ihre Religion festhalten, aber doch versuchen, sie dem Christentum etwas anzugleichen. In manchen Familien wird allerdings noch zäh an der alten Sitte festgehalten; wir hören z. B. von zwei jungen Mädchen aus dem persischen Adel, die zwar ihre Ausbildung und Erziehung in England und Frankreich erhalten hatten, aber nach ihrer Rückkehr nach Persien wieder zu vollständiger Abgeschlossenheit verurteilt wurden. Sie würden so gerne etwas arbeiten, etwa in einer Schule unterrichten, aber ihr hoher Rang gestattet das nicht; sie müssen hinter ihren langen schwarzen Schleiern zu Hause sitzen und fühlen sich wie gefangene Vögel.

Wir wenden uns nun der ärztlichen Mission zu, deren Notwendigkeit ein jeder einsehen muß, der die Berichte der Ärzte und Pflegerinnen kennt, die ihre beste Lebenskraft opfern, um das Los der Frauen und Kinder in den moslemischen Ländern zu erleichtern.

Der Einfluß des Islams läßt sich in jedem dieser Länder an der niedrigen und unwürdigen Stellung der Frau nachweisen, durch die das Elend der Kinderwelt mitbedingt ist. An diesem Elend sind in erster Linie die Kinderheiraten schuld und die unvernünftige Behandlung des kleinen Kindes infolge der vielen abergläubischen Gebräuche des Islams, die vielfach aus dem Koran abgeleitet werden. In sämtlichen moslemischen Ländern, in Asien und Afrika, haben wir die gleiche Erscheinung, daß durch die Unwissenheit und den Aberglauben der Mütter die physische und moralische Entwicklung der Kinder geschädigt wird. Sehr schlimme Folgen für das Kind entstehen oft dadurch, daß die Mutter vor und nach der Geburt geradezu grausam behandelt wird; diese Grausamkeit ist nicht böse gemeint, sondern beruht auf dem Glauben an allerlei schädliche Einflüsse durch Geister und Dämonen, auch sind die Hebammen häufig ganz unfähige und schmutzige Weiber. Die Vorschriften des Korans haben, weil sie göttliche Eingebung sind, ewige Dauer, und diejenigen, die sich auf die Mutterschaft und auf die Geburt und Entwöhnung des Kindes beziehen, gelten als besonders heilig, obgleich sie, wenn man sie nach dem heutigen Stand der Wissenschaft und der Hygiene beurteilt, so unvernünftig wie möglich sind. Sowohl die Sterndeuterei als das Tragen von Amuletten gegen den bösen Blick werden im Koran empfohlen; seine fatalistische Einstellung bei ansteckenden Krankheiten ist bekannt, doch muß zugestanden werden, daß die Vorschriften, die Nahrung, Kleidung und Bäder betreffen, im ganzen hygienisch sind, das Verbot des Alkohols ist sogar lobenswert.

Die folgenden Berichte von Ärzten und Ärztinnen geben uns ein Bild von dem in den mohammedanischen Ländern immer noch herrschenden Krankheitseleid; so schreibt z. B. ein Arzt aus Kaschmir: „Unter den Moslemin dieses Landes gilt die Erde von den Gräbern der Heiligen als das beste Heilmittel; man schmiert sie auf die kranken Stellen; unsere sorgfältig angelegten antiseptischen Verbände wurden häufig losgemacht, damit eine schmutzige Hand Kirchhofserde auf die Wunde legen konnte; es blieb uns nichts anderes übrig, als den Verband mit Wundbalsam festzukleben oder ihn an der Haut anzunähen. Jetzt ist diese abergläubische Torheit zum Glück etwas seltener geworden, aber immer noch werden unsere geheilten Patienten ihren Dank und ihre Opfer den Geistern der Gräber darbringen.“

Die Kindersterblichkeit ist in allen moslemischen Ländern ungeheuer groß. In Ägypten erreichen nach der Statistik vom Jahr

1923 nur 33 Proz. der Menschen das fünfte Lebensjahr. In Palästina kommt es vor, daß ein Mann 24 Kinder gehabt hat, von denen aber nur noch ein paar am Leben sind. In den Städten mit starker mohammedanischer Bevölkerung wie Kalkutta, Kairo, Bombay u. a. ist die Kindersterblichkeit am allerschlimmsten; man wäre versucht, den statistischen Angaben keinen Glauben zu schenken, wenn diese nicht auch von den Ärzten und Reisenden bestätigt würden. Nur von Natur kräftige Kinder können überhaupt am Leben bleiben. Oft kommen Mütter zu dem Arzt und bitten ihn, er möchte ihnen doch helfen, daß sie wieder ein Kind bekämen, sie hätten alle ihre Kleinen durch den Tod verloren.

Im Islam, wo die Zauberei ohnehin eine solche Rolle spielt, werden besonders die Krankheiten der Kinder dem „Dschin“ (einem bösen Geist) zugeschrieben, deshalb muß gegen ihn ein Zaubermittel angewandt werden; dies besteht in Streicheln, Reiben, Spucken, Knotenknüpfen und dem Anhängen von Amuletten. Selbst ein gebildeter arabischer Richter versuchte sein sterbendes Kind ins Leben zurückzurufen, indem er es anblies und Kapitel aus dem Koran hersagte.

Drei Monate vor der Geburt ihres Kindes besucht die Mutter eine weiße Frau (Scheha), damit sie ihr rate, wie sie sich vor dem bösen Geist (Karina) schützen könne. Diese weisen Frauen haben großen Einfluß auf die Mütter; sie bereichern sich und pflegen deshalb den Aberglauben. Die moslemische Mutter verheimlicht oft sieben Tage lang das Geschlecht des neugeborenen Kindes, um es vor bösen Geistern zu schützen; während dieser sieben Tage darf sie keine Rahe schlagen, sonst ist das Leben der Kindes und ihr eigenes in Gefahr. Noch vor der Geburt des Kindes wird ein Amulett hergestellt, das aus sieben Körnern von sieben verschiedenen Getreidearten besteht; diese werden in ein Säckchen eingenäht und dem Neugeborenen umgehängt. Auch läßt die Mutter bestimmte Verse aus dem Koran mit Tinte oder Moschuswasser in eine weiße Schüssel schreiben, diese Schrift wird abgewaschen und das Wasser als Arznei getrunken.

Ein Arzt, der in Nigeria arbeitet, schreibt: „Die krasseste Unwissenheit herrscht bei der Geburtshilfe und bei der Pflege der Wöchnerinnen. Viele Frauen können kein zweites Kind bekommen wegen der schrecklichen Behandlung, die sie vor und nach der Geburt des Kindes erfahren. Natürlich darf kein männlicher Arzt zugezogen werden, und so stirbt bei schweren Geburten die Frau unter schrecklichen Leiden.“

Auch die Tuberkulose wirkt verheerend unter den moslemischen Frauen, besonders in den Städten, wo diese noch in der Abgeschlossenheit in engen ungesunden Räumen leben. Gerade die Senana, das Frauengemach, befindet sich häufig in einem Hinterhaus, wo die Luft am schlechtesten ist.

Es bedarf keiner weiteren Beweise, um zu zeigen, wie dringend nötig die islamischen Frauen und Kinder wissenschaftlich gebildete und tüchtige Ärzte und besonders Ärztinnen brauchen. Eine geschickte, gebildete Ärztin, die sich um kranke, unwissende, schmutzige Frauen bemüht, macht selbst dem orientalischen Mann einen Eindruck; und durch die Behandlung der Kranken in den Krankenhäusern haben viele abergläubische Heilmethoden ihre Anziehungskraft verloren. Manche Frauen sind jetzt mutig genug, die von den Geistlichen vorgeschriebenen Zaubermittel nicht zu brauchen, und so kann man hoffen, daß diese schädlichen Mittel immer seltener angewandt werden.

Bei der Mohammedaner-Missionskonferenz in Jerusalem im Jahre 1924 wurde die Wichtigkeit der ärztlichen Mission in den moslemischen Ländern besonders betont, weil durch sie die Botschaft von Jesus auch da verkündigt werden kann, wo ihr sonst der Weg versperrt ist. Die Kranken, die Hilfe für ihre Leiden erfahren haben, nehmen oft das Evangelium gerne an und tragen die Botschaft weiter in ihre Häuser. Natürlich genügt bei einem Kranken der vorübergehende Aufenthalt im Krankenhaus oft noch nicht, um ihn zu einer völligen Umkehr zu bringen; aber der Samen des Worts ist ausgesät, und es muß weiter gearbeitet werden, damit er Frucht bringt.

Tapfere und edle Frauen haben als Missionsärztinnen ihre Heilkunst in den Dienst ihrer moslemischen Schwestern gestellt und haben vielen müden, kranken Frauen wieder Hoffnung und Mut zum Leben geben können.

Dr. Mary Eddy war die erste Frau, die Erlaubnis erhielt, in der Türkei als Ärztin zu praktizieren. Sie wurde in Syrien geboren, wo ihre Eltern im Missionsdienst standen, bekam jedoch ihre Ausbildung in Amerika. Sie hatte den dringenden Wunsch, in Syrien zu arbeiten, und setzte alle Hebel in Bewegung, bis sie in Konstantinopel zu einem Examen zugelassen wurde, das ihr das Recht gab, ihren Beruf in Ländern auszuüben, die unter türkischer Herrschaft standen. Ihre erste Staroperation machte Dr. Eddy an einer Sklavin, die fünf Jahre lang blind gewesen war; insolge davon hatte sie ihren

Wert verloren und war weggeschickt worden und mußte sich nun von den Brosamen sättigen, die zwar nicht von ihres Herren Tisch fielen, sondern von dem Tisch der Dienerinnen, über die sie früher die Aufsicht geführt hatte. Als sie ihr Augenlicht wiedererlangt hatte, durfte sie in ihre frühere Stellung zurückkehren. Jedes Jahr machte sie einen Besuch bei Fräulein Dr. Eddy und brachte ihr ein Geschenk.

Ein Räuberhauptmann kam einmal zu der Ärztin und sagte: „Hat dein Land viele solche Töchter, wie du eine bist? Unser Geschäft ist rauben und plündern, aber du heilst und machst wieder gut.“ Ein anderer Räuber bedrohte sie mit seinem Schwert und rief: „Ich könnte dich umbringen!“ — „Ja,“ antwortete Dr. Eddy, „das kannst du, aber deine Augen kannst du nicht wieder gesund machen.“ Später brachte ihr dieser Mann sein Schwert als Geschenk, denn sie hatte ihn geheilt.

An einem andern Ort heilte sie einige junge Mädchen vom Schielen, darauf sagte ein Moslem zu ihr: „Durch deine Geschicklichkeit hast du diesen Hilfslosen und Verlassenen wieder zu einer Heimat verholfen. Du hast ein größeres Verdienst im Himmel aufzuweisen, als wenn du nach Mekka gepilgert wärest.“

Fräulein Dr. Eddy ging das Elend ihrer schwindstüchtigen Patienten so zu Herzen, daß sie beschloß, ihre Freunde um Gaben für ein Sanatorium in Syrien zu bitten. Es war dies das erste und einzige, das es damals in der Türkei gab. Alle die, die an „des weißen Mannes Krankheit“ litten, wurden aus ihrem Heim und aus ihrem Dorf verstoßen, niemand kümmerte sich um sie, niemand gab ihnen Speise. Wenn sie bettelten, jagte man sie weg oder warf ihnen etwas Essen zu, wie man einem Hund einen Knochen zuwirft.

Noch heute wird das Lob von Dr. Mary Eddy gesungen, man rühmt ihre Kunst und Geschicklichkeit, aber vor allem die liebende Fürsorge, die sie für jedermann hatte und die sie dazu trieb, ihre Kranken in möglichst behaglichen Räumen unterzubringen. Die Doktorin machte viele Reisen, auf diesen lagerte sie im Freien und behandelte viele hundert Patienten; und während sie ihre Leiden erleichterte, brachte sie ihnen die Botschaft des Evangeliums. Sie starb im Jahr 1923.

In Arabien leistet Dr. Eleanor Calverly Pionierarbeit, die in diesem Land, das die Heimat Mohammeds war, auf besondere Schwierigkeiten stößt, denn hier wird der religiöse Fanatismus bei den geringfügigsten Anlässen lebendig.

Die Mohammedanerin sieht auch in der Ärztin in erster Linie die Christin, die wie alle andern Ungläubigen, zur Hölle verdammt ist, andererseits glaubt aber die Christin an den Propheten Jesus, der wie der Koran sagt, vor allem dazu berufen war, auf wunderbare Weise die Kranken zu heilen und Tote zu erwecken. Von der Ärztin, die eine Nachfolgerin Jesu ist, läßt sich also erwarten, daß sie auch eine besondere Gabe für Krankenheilungen besitzt. Die ganze Macht des Aberglaubens, die Anhänglichkeit an die alten Sitten und der Einfluß der mohammedanischen Umgebung steht der Arbeit der Ärztin entgegen. Dazu kommt noch der Haß der Hebammen und der Geistlichen, die die Zauberstreifen schreiben und die nun fürchten, durch den Einfluß der Ärztin in ihren Einnahmen geschädigt zu werden. Doch die Araberin kann sich trotz allem nicht gegen die Kraft der Liebe verschließen, die von der Missionsärztin ausgeht. Nachdem die Moslemin zuerst in der Poliklinik jede Bewegung der Ärztin und der Pflegerin mit Mißtrauen beobachtet hat, nimmt ihre Furcht allmählich ab; sie sieht, daß alle Kranken sorgfältig und liebevoll behandelt werden, so daß schließlich Liebe und Vertrauen an die Stelle der Furcht tritt. Wenn sie nun sogar selbst von irgendeinem Leiden befreit worden ist, so kennt ihre Dankbarkeit oft keine Grenzen. „Gib mir welche Arznei du willst, und wenn sie giftig wäre, ich will sie trinken,“ sagte eine geheilte Frau, und eine andere, die erfolgreich operiert worden war, rief aus: „Sooft ich bei Nacht aufwache und merke, daß ich die schrecklichen Schmerzen los bin, rufe ich zu Allah, daß er dich segnen möge.“

In den arabischen Städten am Persischen Golf erscheinen noch keine Zeitungen, aber wenn es eine Neuigkeit gibt, so kommt sie doch bald jedermann zu Ohren. Nachdem der Ärztin eine schwere Operation bei einer Frau gelungen war, wurde folgende Nachricht verbreitet: „Die Doktor-Frau hat eine Frau aufgeschnitten, hat ihr das Eingeweide herausgenommen, es ans Meer getragen und gewaschen und nachher wieder in den Leib hineingetan.“

In vielen Städten hat die Mission erst durch die Arbeit der Ärztin Eingang gefunden. In schweren Krankheitsfällen ruft man sie in der Verzweiflung, und dann sieht man, daß sie ein ganz gewöhnlicher Mensch ist und nicht ein Ungeheuer, wie man sie sich früher vorgestellt hatte. Oft begleitet die Evangelistin die Ärztin, manchmal tut sich dann ein neues Haus für die Verkündigung des Evangeliums auf. Im Missionskrankenhaus findet täglich eine

Morgenandacht statt, der oft 50—100 Frauen anwohnen, sie hören sehr gerne zu, wenn man ihnen Geschichten aus der Bibel erzählt; und es fällt doch manches Körnlein Wahrheit auf fruchtbaren Boden. An die Patienten werden auch jedes Jahr viele hundert Bibeltheile verkauft.

Vielleicht wird man auch das Flugzeug in den Dienst der ärztlichen Mission stellen müssen. Ein Beduinenhäuptling wurde schwer verwundet in der Wüste aufgefunden, zufällig stand ein Flugzeug zur Verfügung, und so konnte er aufs schnellste nach Bagdad in das Krankenhaus gebracht werden, wo er geheilt wurde. Nach seiner Rückkehr in seine Heimat verbreitete er die Geschichte von seiner abenteuerlichen Fahrt weit und breit unter seinen Stammesgenossen.

Eine Missionsärztin, Dr. Anna Rugler, die auf eine 40jährige ärztliche Tätigkeit in Guntur in Süd-Indien zurückblicken konnte, schreibt: „In der ersten Zeit meines Aufenthalts in Indien konnten die Mohammedanerinnen fast ohne Ausnahme weder lesen noch schreiben, nur wenige waren gelehrt worden, den Koran in arabischer Sprache zu lesen, aber ohne daß sie etwas davon verstanden. Schon 1884 wurde unser Vorschlag, eine Mädchenschule zu gründen, bereitwillig angenommen, wir fanden inmitten der mohammedanischen Häuser ein passendes Gebäude. Schon im nächsten Jahr richteten wir in einem Hause in der Nähe eine Poliklinik ein. Das war der Anfang der ärztlichen Mission im Telugu-Land.

Alles, was in der Schule vorging, wurde in der Moschee besprochen und infolge davon der Singunterricht verboten. Zu der jährlichen Preisverteilung kamen nur Männer, aber die Missionarinnen fanden, daß die Mütter doch auch dorthin gehörten. So wurde eine Versammlung der Gemeindeältesten mit den Missionarinnen zusammen berufen und feierlich beraten, ob man den Müttern erlauben könne, der Feier, natürlich verschleiert, beizuwohnen. Die Männer machten viele Einwendungen und meinten, ihre Frauen würden diese Gelegenheit dazu benutzen, um sich gegenseitig über ihre Ehegatten zu beklagen; schließlich stand noch ein junger Mann auf und erklärte, es wäre unerhört, wenn man einer Frau erlaube, an einer solchen Versammlung teilzunehmen, er selbst habe schon eine Reise nach Mekka gemacht, aber so etwas sei ihm noch nie vorgekommen; überhaupt verböten die Gesetze ihrer Religion, daß ein Mädchen, nachdem sie neun Jahre alt sei, das Haus verlasse. Die Damen waren nicht imstande, die Männer davon zu über-

zeugen, daß die Preisverteilung eine äußerst harmlose Sache sei; die Frauen durften nicht teilnehmen. Aber schon im nächsten Jahr war der Widerstand der Männer überwunden.“

„Wenn ich an jene Zeiten zurückdenke,“ schreibt Dr. Anna Kugler weiter, „so ist mir alles wie ein Traum; diese Schwierigkeiten, die ich zu überwinden hatte, wenn ich meinen ärztlichen Beruf in den moslemischen Häusern ausüben mußte, unter Menschen, die keine Ahnung von Reinlichkeit und gesundheitlichen Einrichtungen hatten. Ich glaube, ich könnte den Mut nicht wieder aufbringen, dies noch einmal durchzumachen; es war wirklich keine kleine Aufgabe, daß ich ohne die Hilfe einer geübten Assistentin die schwersten geburtshilflichen Operationen zu machen hatte; eine Anzahl unwissender Frauen stand um mich herum und vor der Tür wartete ein Haufen Männer, und dazu war oft eine Hitze von über 40 Grad. Aber vergeblich ist meine Arbeit nicht gewesen, denn durch sie gewann ich die Liebe der Frauen und die Freundschaft der Männer, und mancher von meinen Patienten hat das Christentum lieb gewonnen, wenn er auch den Mut nicht aufbringen konnte, es öffentlich zu bekennen. Früher ließen moslemische Eltern ihre Kinder lieber sterben, als daß sie sie in das christliche Krankenhaus gebracht hätten. Jetzt sind alle Krankenhäuser überfüllt, und reiche Mohammedanerinnen haben Mittel zur Verfügung gestellt für Freibetten in christlichen Krankenhäusern. Wenn die Kranken eine längere Behandlung nötig haben, wird regelmäßig Unterricht in der christlichen Religion gegeben. Die Patienten lernen Gebete und Bibelsprüche, und manche haben, wenn sie das Haus verlassen, den Weg zu Jesus gefunden.“

Die Missionshospitäler tragen auch viel dazu bei, daß die Leute allmählich die schrecklichen abergläubischen Bräuche und die verkehrten Heilmethoden aufgeben. Früher kam es oft vor, daß ein Patient den antiseptischen Verband losmachte und die Wunde mit dem Staub von der Straße einrieb, auf der eben ein heiliger Mann gewandelt war. War irgendein Glied gebrochen, so wurde ein Umschlag von Datteln gemacht; heilte der Knochen, so war es ja gut, aber wenn nicht, so war es eben der Wille Gottes, daß das Glied nicht richtig zusammenwuchs.

Ein anderer Arbeitszweig ist die Kinderfürsorge. In Kairo sind drei Kinderhorte, die alle von Missionarinnen ins Leben gerufen wurden. Um aber einen wirklichen Erfolg zu haben, muß man vor allem die Mütter belehren. Wir halten ihnen kleine Vorträge über Reinlichkeit und frische Luft, raten ihnen, das Kind in ein eigenes

Bettchen zu legen und nicht bei sich schlafen zu lassen, geben auch Anweisungen betreffs der Ernährung der Kinder. Allerdings muß man diese guten Lehren immer wiederholen, denn die Frauen sind unwissend und begreifen nur schwer, aber sie sind wirklich erfreut, wenn sie unsere zwar einfache, aber gut eingerichtete Kinderstube sehen; und wir geben uns Mühe, bei der Kinderpflege nur solche Dinge zu bemühen, die sich die Mütter auch in ihrem eigenen Heim verschaffen können.“

In Lahore in Indien haben Christinnen, Mohammedanerinnen und Hindufrauen zusammen einen „Gesundheitsbund“ gegründet, der es sich vor allem zur Aufgabe macht, der schrecklichen Kindersterblichkeit zu steuern, indem man den Müttern die so dringend nötigen Ratschläge für Kinderpflege gibt und nachsieht, ob sie auch wirklich befolgt werden. Auch den Müttern, die ein Kind erwarten, wird mit Rat und Tat beigehtanden, und die eingeborenen Hebammen werden immer wieder ermutigt, ihre Pflegebefohlenen doch in die Klinik zu bringen.

Mit der Arbeit in den Schulen und der ärztlichen Tätigkeit geht die evangelistische und soziale Arbeit immer Hand in Hand. Die Missionarin geht in die Senanas und Harems und erzählt den Frauen aus der Bibel, sie besucht die Kranken in den Hospitälern und sie ladet die Frauen zu sich ins Missionshaus ein, wo man sie einfach bewirtet und ihnen irgendeine Unterhaltung bereitet. Dazu muß aber erst um die Einwilligung der Männer gebeten werden. Die Frauen kommen dann dicht verschleiert in verschlossenen Kutschen angefahren und das Haus wird streng bewacht, damit sich ja kein männliches Wesen hereinschleicht. Drinnen angelangt, werfen die Gäste ihre Schleier ab und geben sich einer fast ausgelassenen Fröhlichkeit hin, aus lauter Freude, daß sie einmal ihre Freiheit genießen können. Schon der Besuch der Missionarin bei den Frauen in ihren Senanas ist ein freudiges Ereignis, aber die Einladung ins Missionshaus bildet einen Höhepunkt in ihrem Leben.

Für ihre soziale Arbeit hat die Mission bei den gebildeten Mohammedanern jetzt viel Interesse gefunden, Männer und Frauen arbeiten besonders in der Kinderfürsorge gern und willig mit. Man ist jetzt sehr darauf bedacht, die Mißstände zu beseitigen, die in den Fabriken herrschen, in denen Kinder beschäftigt werden. Man hat auch schon erreicht, daß sie z. B. in den Teppichwebereien etwas besser behandelt werden; aber natürlich bleibt noch viel Arbeit für die Zukunft übrig.



Eingeborener christlicher Prediger mit Frau (Nordafrika)



6. Kapitel.

Ermutigende Ausblicke.

Welche Frucht hat der ausgestreute Same des Evangeliums hervorgebracht?

Eine Missionarin aus Süd-Arabien erzählt:

„Ich besuchte eine Dorfschule, in der eine Europäerin unterrichtete; ich freute mich über die Aufmerksamkeit der Mädchen; aber sie waren fürchtbar schmutzig, nur zwei bildeten eine Ausnahme. Nach der Schule fragte ich diese nach ihrem Heim und versprach, am Nachmittag ihre Mutter zu besuchen. Die kleinen Mädchen standen schon wartend da, als ich kam, und führten mich zu ihrer Mutter. Diese, eine etwa 30jährige klug aussehende Frau, die mir gleich einen angenehmen Eindruck machte, begrüßte mich und führte mich zu dem besten Sitz in ihrer Stube. Ich bat sie, daß sie sich neben mich setze und mir sage, warum ihre Kinder von den anderen Dorfkindern so verschieden seien. Sie lächelte und sagte: ‚Gott hat Euch zu mir gesandt, damit ich Euch von meinem geheimen Leben sage. Ich wurde in einer Missionschule erzogen; da sah ich, wie verschieden das Leben der Christen von dem unsern war. Ich bewunderte die christlichen Damen und bat Gott, er möchte mir auch diesen Geist der Liebe schenken, damit ich gerne andern diene. Ich konnte aber doch noch nicht recht beten, deshalb gestand ich einer der Damen, was in meinem Herzen vorging. Nachdem ich den Vorbereitungsunterricht erhalten hatte, wurde ich getauft. Jedoch kurz nach meiner Taufe kam mein Vater und holte mich zu meinem großen Kummer nach Hause, um mich zu verheiraten. In meinem Schmerz fiel es mir plötzlich ein, daß ich doch Gott um einen opferfreudigen Sinn gebeten hatte, der mich bereit machen sollte, andern Menschen Liebe zu erweisen, und vielleicht sollte ich diesen Weg gehen, damit ich meinen Verwandten helfen könnte. Ich hörte auf zu weinen, gehorchte meinem Vater und verheiratete mich. Ich bekam Kinder, und, sobald ich mich nach der Geburt erholt hatte, schloß ich, solange ich allein war, die Türe ab, schmückte die Stube wie zu einem Fest, breitete ein reines weißes Tuch über den Tisch und stellte ein

Becken mit reinem Wasser darauf. Dann taufte ich mein Kind im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes; und nun bete ich immer, daß meine Kinder doch auch zu Jesus kommen möchten. Mein Gatte weiß nichts von alledem, sonst würde er mich nicht bei sich behalten.“

Eine andere Araberin wurde 15jährig an einen jungen Mann ihres Stammes verheiratet, sie selbst hatte noch nie etwas vom Christentum gehört, aber ihr Gatte war als Kind in die Sonntagschule der Missionarin gegangen und später ihr Diener geworden. Allmählich kam er dem Christentum näher; er ging aber nicht mehr in die Moschee und unterließ das Fasten im Monat Ramadhan. Als seine Eltern dies erfuhren, drohten sie ihm mit lebenslänglicher Gefangenschaft. Aus Furcht vor ihren Drohungen verließ er das Missionshaus und nahm eine Stelle bei einem Mohammedaner an; in diese Zeit fiel seine Heirat. Doch der junge Mann konnte innerlich keine Ruhe finden; zuerst kam er heimlich wieder ins Missionshaus, aber bald wurde er mutiger, er nahm seinen alten Dienst wieder an, ließ sich im Christentum unterweisen und gab das, was er vom Evangelium wußte, an seine junge Frau weiter. Dies war ihr etwas völlig Fremdes; sie blieb deshalb den Sitten und Bräuchen ihrer Religion treu. Aber es fiel ihr auf, wie verschieden ihr Mann von den andern Mohammedanern, die sie kannte, war. Nach zwei Probejahren wurde er getauft; er war ein ernsther Christ geworden und jetzt ebenso mutig, wie er früher feige gewesen war. Die junge Frau war bei der Taufe anwesend, und schon nach einem Jahr, nachdem auch sie christlichen Unterricht erhalten hatte, wurde sie getauft. Ihre Verwandten versuchten sie zu zwingen, zum Islam zurückzukehren, aber mit großem Mut bekannte sie ihren Glauben an Christus.

Das junge Paar lebt in vollständiger Eintracht; zuerst wurden sie von ihren früheren Glaubensgenossen gehaßt und gemieden, aber das Vorbild, das sie in ihrem Heim gaben, in dem Friede und Liebe wohnt, hat allmählich den Haß ihrer Feinde besiegt.

Zu einer Missionarin in Indien kam einmal bei Nacht eine ihr unbekannte Frau. „Warum kommst du allein und bei Nacht?“ fragte die Missionarin. „Ich will Christin werden.“ — „Was weißt du denn von Christus?“ — „Ich weiß nichts von ihm.“ — „Warum willst du dann Christin werden, warst du in einer Missionschule?“ — „Nein, aber ich war krank im Hospital und lernte dort eine Pflegerin kennen, die war nicht wie die andern; sie war gegen jedermann

gleich gütig, und wenn ich Schmerzen hatte, sprach sie so liebevoll mit mir. Ich wußte, daß sie keine Mohammedanerin sei, und erfuhr auf meine Frage, sie sei Christin, eine Anhängerin der neuen Lehre, die nach Indien gekommen ist und die sich immer mehr ausbreitet. Nun habe ich keinen andern Wunsch, als ihr ähnlich zu werden.“

Auch unter den Vornehmen in Indien gewinnt das Christentum Anhänger. Eine Begum (Prinzessin) sah sich ein Missionshospital an und kaufte ein Neues Testament. Sie las zu Hause darin und kam immer wieder in das Hospital, um dort die Predigt zu hören. Sie wurde durch das Lesen und Hören von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt. Nun verließ sie ihre Familie und ihren ganzen Besitz, um eine Nachfolgerin Jesu zu werden. Ihre Verwandten versuchten sie zurückzuholen, aber sie blieb fest und floh an einen andern Ort, wo sie hoffte, verborgen bleiben zu können; dies gelang jedoch nicht, ihre Verwandten fanden sie auch dort und, da sie nicht freiwillig mit ihnen ging, verklagten sie sie vor dem Gericht. Es dauerte geraume Zeit, bis der Fall verhandelt wurde. Als sie aber auf einen bestimmten Tag vorgeladen war und sich von der Station aus in einer geschlossenen Kutsche zum Gerichtsgebäude begeben wollte, wurde sie von ihren Verwandten überfallen, auf die Straße gezerrt und mißhandelt. Als die Prinzessin später vor dem Richter erscheinen mußte, erklärte ihr Gatte, er sei jetzt auch Christ geworden, von da an durfte sie ihre Religion frei wählen. Sie hat sich entschlossen, eine Bibelschule zu besuchen, um sich auf die Arbeit vorzubereiten, der sie sich später widmen will, nämlich den vornehmen Damen in ihrer Heimat und den Frauen in den Senanas das Evangelium zu bringen.

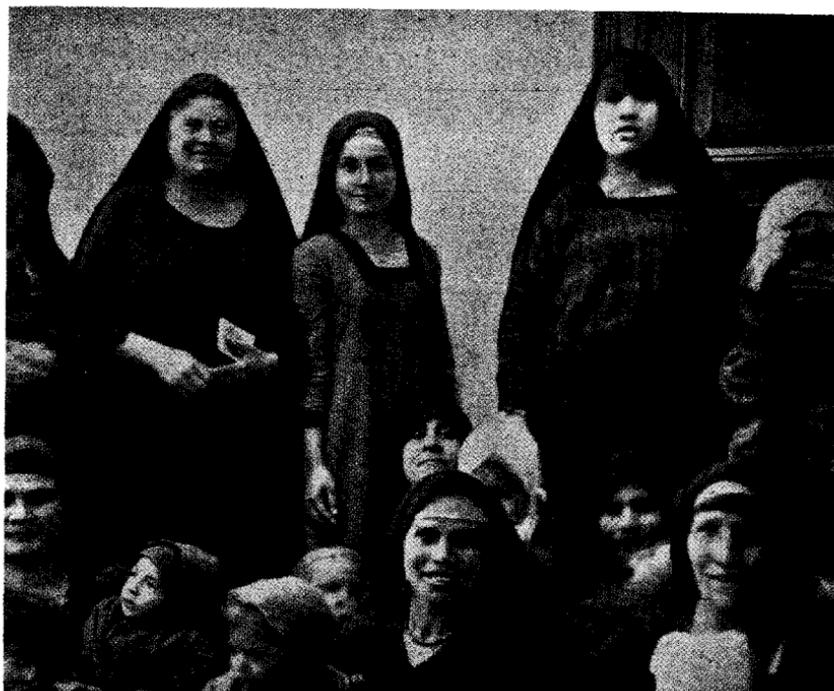
Auch von der Arbeit einer gewissen Mary Bird in Persien ließe sich viel erzählen. Man sagte, sie leiste an Arbeit so viel wie sechs Männer und lebe nur von Milch und Eiern. Sie wollte auf Geist, Seele und Leib der Menschen einwirken; sie war eine ausgezeichnete Kraft in der sozialen Arbeit, sie war Lehrerin und auch eine sehr geschickte Ärztin, obgleich sie nicht Medizin studiert hatte; doch am meisten lag ihr daran, den Leuten das Evangelium zu bringen. Auf ihrem kleinen Esel reiste die zarte Frau viel im Land umher und gewann allmählich einen so großen Einfluß auf die Frauen, daß sie sich dadurch die Männer zu Feinden machte; oft war sie in Lebensgefahr, aber sie fühlte sich in Gottes Schutz geborgen und zeigte nie Furcht, auch wenn sie vom Pöbel verfolgt wurde, und schließlich siegte sie durch ihre Liebe und Hingabe auch über die

Männer. Die Freiheit, die die persischen Frauen heute genießen, verdanken sie vielfach der rastlosen Tätigkeit von Mary Bird, die auch nach einem anstrengenden Tagewerk zu sagen pflegte: „Ich liebe meine Arbeit so sehr, daß sie mich nicht müde macht.“

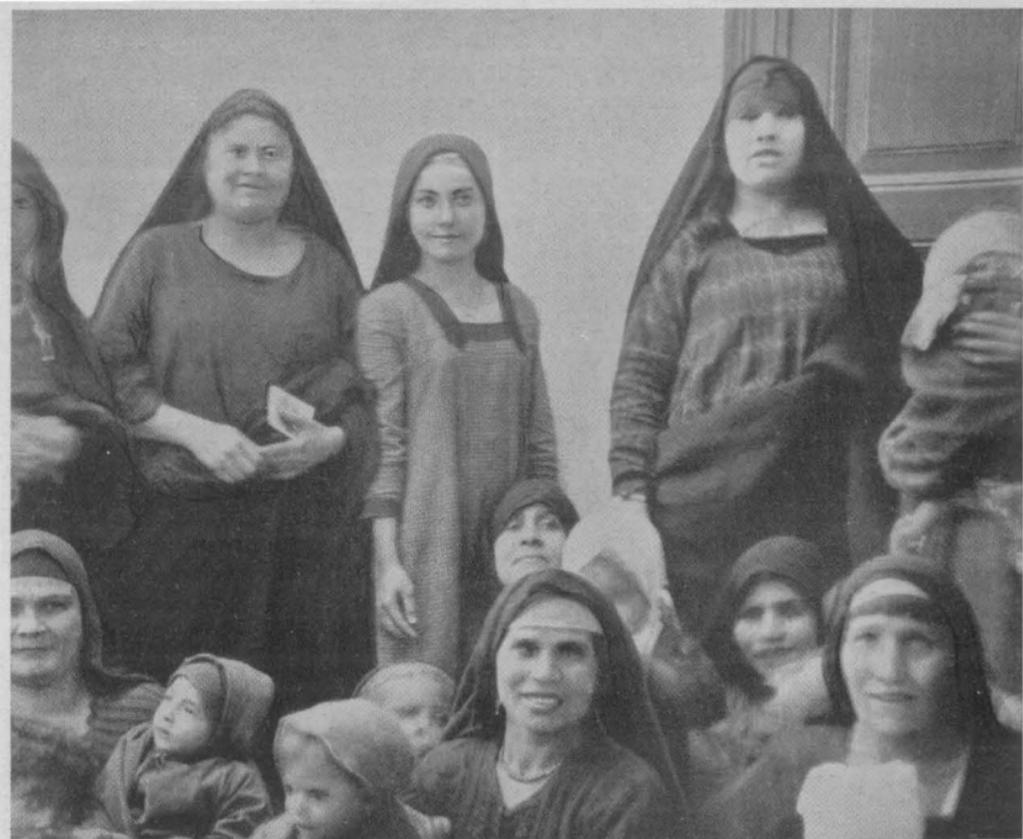
Bei hoch und niedrig, bei den religiösen Führern des Volks und bei den unwissenden Dorfbewohnern, überall suchte Mary Bird Eingang für die Botschaft des Evangeliums zu finden; sie gewann auch tatsächlich viele für das Christentum, wenn auch nicht alle den Mut hatten, es öffentlich zu bekennen; denn damals wurden die Christen noch vielfach verfolgt.

Eine Missionarin in Haman (Persien) schreibt: „Wir wurden mit einem jungen Mädchen bekannt, die eine fanatische Anhängerin ihrer islamischen Religion war und zuerst nur aus Höflichkeit zuhörte, wenn wir von der unsern sprachen, für die sie gar kein Interesse hatte. Da fiel einmal ein Wort, das in ihr plötzlich Zweifel an ihrem Propheten erweckte. Sie war darüber bekümmert und konnte es doch nicht vergessen, sie fand ihre Ruhe nicht mehr in den Gebeten und Zeremonien ihrer Religion, auch das Lesen im Koran tröstete sie nicht. Als ihre Eltern die Veränderung bemerkten, die in ihr vorging, schalteten sie sie eine Ungläubige und wollten sie zwingen, einer jener religiösen Feiern beizuwohnen, in der der Priester die Geschichte der Märtyrer des Islams verliest; das wird dann von den Andächtigen mit Weinen und Wehklagen begleitet. Das Mädchen weigerte sich standhaft, dem Befehl zu folgen; sie hielt sich an das bißchen Wahrheit, das sie erfaßt hatte, und fuhr fort, in der Bibel weiter zu forschen. Nach schweren inneren Kämpfen konnte sie sich zum Glauben durchringen. Sie nimmt es auf sich, daß sie bei ihrer Familie in Ungnade gefallen ist, sie weist die moslemischen Freier ab und hilft der Missionarin bei ihrer Arbeit unter ihren früheren Glaubensgenossen.“

Von den Kabylen in Algerien und Tunis, einem früher christlichen Volk, erzählt eine Missionarin, die dort arbeitet: „Eine arme halbblinde Kabylen-Witwe namens Kiltoun kam einmal in unsere Bibelfstunde, sie hörte stille zu und kam dann immer wieder und bat uns schließlich, ihre beiden Kinder, einen siebenjährigen Jungen und ein zweijähriges Mädchen in unser Heim aufzunehmen. Für das letztere hatten wir Raum, den Jungen hofften wir später unterbringen zu können. Als das Ramadhan-Fasten begann, bekamnten die Christen ihren Glauben, indem sie öffentlich Speise zu sich nahmen; Kiltoun schloß sich ihnen an, sie brach das Fasten und sagte, sie glaube



Moslemische Frauen und Kinder auf der Missionsstation



jetzt an Christus. Ein Sturm des Unwillens erhob sich gegen sie. ‚Was, du gehörst auch zu ihnen, wie kannst du so gottlos sein!‘ Als sie nach Hause ging, fand sie eine Menge Menschen vor ihrer Türe stehen, denn da lag die Leiche ihres kleinen Sohnes, der beim Spiel von einer Brücke in den Fluß gefallen war. Vorwürfe und Flüche tönten ihr entgegen: ‚Sieh die Folgen deiner Sünde! Sieh, wie zornig Gott über dich ist, sieh, wie er dich gestraft hat!‘ Aber trotz ihres großen Schmerzes blieb sie fest in ihrem Glauben, sagte: ‚Des Herrn Wille geschehe,‘ nahm den Leichnam ihres Kindes und ging in ihr Haus. Von da an blieb nichts unversucht, um Kiltoun wieder zum Islam zurückzuführen; als aber weder Drohungen noch Bestechungen Eindruck auf sie machten, wurde sie aus ihrem Häuschen vertrieben, weil die Nachbarn erklärten, ein Mensch wie sie dürfe nicht mehr unter ihnen wohnen. Sie ging nun in ihre Heimat, in ein Dorf im Gebirge, kehrte jedoch bald mit ihrer Schwester und deren Kind zurück und, obgleich sie nur wenig verdienen konnte, versorgte sie diese auch mit. Zum Glück konnte Kiltoun und ihrer Schwester, die auch schwer augenleidend war, durch eine Operation geholfen werden; sie sehen wieder so viel, daß sie ihren Unterhalt verdienen können.“

Von einer blinden Frau aus Relizane in Algier erzählt eine Missionarin: „Ich besuchte diese Frau, die Fatima hieß, oft und erzählte ihr aus der Bibel; einmal sah sie so traurig aus, da fragte ich sie, ob sie einen Kummer habe. ‚Nein, das nicht, aber wenn ich nur keine Frau, sondern ein Mann wäre, dann hätte ich in die Schule gehen können und lesen lernen, aber jetzt weiß ich gar nichts und kann dir keine Antwort geben.‘

Dann kam der große Schmerz in ihr Leben; sie erblindete, und obgleich man es ihren schönen dunklen Augen nicht ansah, hatten sie die Sehkraft fast ganz verloren. Aber Fatima erlebte die Freude, daß auch ihr Mann und ihre Tochter sich dem Christentum zuwandten. Da sagte sie einmal: ‚Wir waren wie der dürre Boden, dem der Regen fehlt, aber jetzt fangen die kleinen weißen Himmelsblumen an zu blühen.‘ Eine Verwandte fragte die Tochter Fatimas: ‚Ist es denn wahr, daß deine Eltern nach Algier gegangen sind und dort ihre Religion gewechselt haben und jetzt Christus folgen und unsern Herrn Mohammed verleugnen?‘ Als Fatima dies erfuhr, sagte sie: ‚Bringt alle meine Verwandten und auch die Nachbarn zu mir her, ich will ihnen etwas sagen.‘ Als sich diese bei ihr versammelt hatten, sagte sie: ‚Ich ging nach Algier und lernte die Mis-

sionarinnen kennen. Ich weiß, daß sie auf dem guten Weg sind; ich habe sie auf die Probe gestellt und kann nur Gutes finden. Ich habe dort Worte gehört, die mir geholfen haben, und ich sage euch allen, daß ich nur dem Herrn Jesus Christus nachfolgen werde.' Der Bruder antwortete: 'Es ist gut, daß ich das aus deinem eigenen Mund gehört habe; wisse aber, daß, wenn du stirbst, weder ich noch irgend jemand aus deiner Verwandtschaft zu deinem Begräbnis kommen wird.' Fatima erwiderte: 'Ich brauche weder dich noch die andern; Gott ist groß, wenn ich sonst niemand habe, so wird er zwei Engel schicken, die mich in mein Grab legen.'

Bald darauf ging Fatima im Frieden heim, und nach kurzer Zeit starb auch ihre Tochter, die noch in ihrer Todesstunde ihren Mann bat, von seinen bösen Wegen umzukehren. Der Tod dieser Christen machte einen tiefen Eindruck, so daß ein Moslem sagte: 'Eure Leute sterben in großem Frieden, so möchten wir auch einmal sterben können.'"

In Abessinien besteht heute noch die alte christliche Kirche, die aus dem 4. Jahrhundert stammt, aber ungefähr ein Drittel der Bevölkerung hat sich dem Islam zugewandt. Vor etwa 30 Jahren glaubte sich dort ein Schem durch eine Vision zum Prediger berufen. Er studierte den Koran und nahm daraus den Inhalt seiner Predigten; es fiel ihm aber auf, daß im Koran häufig auf die „früher gesandten Bücher“, d. h. die Bibel, verwiesen wurde; er hätte gern eine solche gehabt. Er ging zu den dortigen schwedischen Missionaren, die ihm eine Bibel gaben. Da er von der Zeit an mehr die Bibel als den Koran lehrte, wurde er von seinen moslemischen Freunden der Ketzerei beschuldigt. Die Sache kam 1907 vor den König Menelik, der befahl, daß der Schem Zacharias vor ihm erscheine und mit gelehrten Vertretern des Islams über die christliche Lehre disputiere. Nach dieser Unterredung erhielt Zacharias vom König die Erlaubnis, überall in Abessinien zu predigen. Von den schwedischen Missionaren erhielt er weiteren Unterricht in der christlichen Lehre, und schließlich ließ er sich taufen. Da er ein bedeutender Prediger war, gewann er bald Einfluß unter den Mohammedanern. Um seine Wirksamkeit möglichst auszudehnen, ließ er seine getreuesten Anhänger im Land umherziehen und predigen. Leider geriet diese christliche Bewegung unter den Moslemin durch den Tod des Schems ins Stocken, aber man schätzt, daß etwa 7000 Mohammedaner durch seinen Einfluß zum Christentum gekommen sind und auch heute noch daran festhalten.

Von einer schwedischen Missionarin wird uns von einem Nonnadenkind namens Raiet aus Ernythräa erzählt. Seine Eltern betrieben Viehzucht und etwas Landbau. Den größten Teil des Jahres wanderten sie mit ihren Herden von Weideplatz zu Weideplatz. In ihrem zweiten Jahr verlor Raiet ihre Mutter; von da an war sie ganz auf den Schutz ihres Vaters und ihrer Brüder angewiesen, die fanatische Anhänger des Islams waren. Als sie etwa 12 Jahre alt war, sprach sie den Wunsch aus, in die schwedische Missionsschule in Bellasa einzutreten; das schlug man ihr ab. Nun geschah es aber, daß Raiet in Begleitung eines ihrer Brüder eine Tante besuchen durfte, die nicht sehr weit entfernt von Bellasa wohnte, ihr Mann war Diener im Missionshaus. Er half der kleinen Raiet und brachte sie bei Nacht heimlich zu den Missionarinnen. Nun war ihr Wunsch, etwas lernen zu dürfen, erfüllt. Sie lernte in der Schule auch das Christentum kennen und lieben und bat nach zwei Jahren um die Taufe. Dieser Schritt trennte sie nun endgültig von ihrer Familie, die alles versucht hatte, Raiet von ihrem Irrtum zu überzeugen. Ihr Vater war nun genötigt, einem Soldaten, dem er sie schon in ihrer frühen Kindheit verlobt hatte, das Heiratsgeld zurückzuzahlen. Raiet, die sehr gut begabt war, wurde weiter in der Missionsschule unterrichtet und entwickelte sich zu einem charaktervollen Menschen. Sie ist jetzt Lehrerin der jüngeren Schulkinder und zugleich auch Bibelfrau und hat nun reichlich Gelegenheit, das Wort Gottes den Kindern in der Schule und den Frauen in den Häusern zu verkündigen und lieb zu machen.

Diese Beispiele sind ein Zeugnis von dem Bekennermut einzelner zum Christentum bekehrter Mohammedanerinnen. Unter den moslemischen Frauen sind noch viele verborgene Jüngerinnen, die das Neue Testament lesen und lieben, die zu Jesus beten und, so gut sie es vermögen, ein christliches Leben führen, die sogar versuchen, ihre Kinder in christlichem Geist zu erziehen.

Ein Mahnruf an die Christenheit.

Missionar Atkinson von Ceylon erzählt:

Auf einer Eisenbahnstation in London stieg ein Mann mit dunkler Hautfarbe in unsern Wagen. Einer der Reisenden rief: „Hallo, da kommt ein Nigger!“ aber noch ehe wir die Endstation erreicht hatten, bereute er, dieses Schimpfwort gebraucht zu haben. Der

dunkle Mann, der mir den Pfarrer ansah, fing ein Gespräch über den Islam und das Christentum mit mir an:

„Wissen Sie, daß auch der Moslem an die Erhörung des Gebets glaubt? Und daß er, wenn die Gebetsstunde kommt, sich durch nichts abhalten läßt, seine Andacht zu verrichten?“

„Wissen Sie, daß jeder Moslem ein Missionar ist, und können Sie das von den Christen auch sagen?“

„Woher kommt es, daß jetzt eben im Speisewagen, soviel ich bemerken konnte, niemand ein Tischgebet gesprochen hat?“

Meine Mitreisenden, die diese Unterhaltung zuerst belustigt hatte, legten ihre Zeitungen weg und hörten aufmerksam zu, denn es zeigte sich bald, daß der Fremde ein feiner gebildeter Mann war, der an einer mohammedanischen Universität studiert hatte. Immer wieder mußte ich zugeben, daß die Vorwürfe, die er gegen unser laues Christentum erhob, berechtigt waren. Die andern Herrn ergriffen für mich Partei, sie taten mir aber fast leid, denn sie konnten ihrerseits den wuchtigen Streichen, die der Fremde austeilte, auch keinen Widerstand leisten.

„Sind Sie Ihrem Meister ebenso treu wie meine moslemischen Brüder dem ihren?“

Stellen Sie sich in den Dienst Christi, und was tun Sie für Ihren Herrn?

Wie bringen Sie Ihren christlichen Sonntag zu?

Benützen Sie es, wenn Ihnen Gelegenheit gegeben ist, für Ihren Herrn zu zeugen und für die Ausbreitung des Christentums zu wirken?“

Es war ein peinliches Verhör, um so mehr, als an der Aufrichtigkeit des Mannes nicht zu zweifeln war.

Schließlich kam das eigene Bekenntnis des Fremden. Zum erstenmal in seinem Leben kam er während des Weltkrieges im Heer mit dem Christentum in Berührung; er hörte die Predigt des Evangeliums von den Feldgeistlichen; er verschaffte sich ein Neues Testament und las darin. Die Wahrheit und die sittliche Hoheit des Christentums ergriff ihn so stark, daß er in seinem Quartier in Flandern sein Haupt beugte und bekannte, daß der Sohn Gottes ihn besiegt habe.

Der Eindruck, den seine Erzählung auf uns machte, war so groß, daß wir alle das Gefühl hatten, ein Wunder erlebt zu haben. Wir sahen, daß dieser Mann das Beste von seinem alten Glauben

behalten hatte, nämlich den Befestnermut des Islams, den er nun als etwas ganz Selbstverständliches im Christentum beibehielt.

Später erfuhr ich, daß dieser Singhalese der Sohn eines der reichsten Fürsten in Ceylon ist. Als er seinen Verwandten mitteilte, daß er Christ geworden sei, bot ihm sein Vater eine ungeheure Geldsumme an, wenn er den neuen Glauben wieder abschwöre; er weigerte sich und wurde enterbt. Drei Jahre lang mußte er nun in der größten Armut leben, nur hie und da bot sich ihm Gelegenheit, als Dockarbeiter etwas zu verdienen, aber er ließ diese Zeit nicht unbenutzt, sondern tat, was er nur konnte, um den farbigen Matrosen das Evangelium nahezubringen.

Soll der moslemischen Frauenwelt das Auge für die Herrlichkeit des Evangeliums geöffnet werden, so wird viel opferwillige leidensbereite Liebe von seiten ihrer christlichen Schwestern nötig sein!

Und wie sieht es heute aus?

Ein Nachwort von D. Simon, Bethel.

Sieben Jahre sind vergangen, seit dieses Buch zum ersten Male erschien. Hat sich seither die furchtbare Lage der mohammedanischen Frau wesentlich geändert? Halten wir Umschau.

Kurz vor Beginn des Jahres, an dem unser Buch erschien, 1926, lief in Kalkutta in der Redaktionsstube eines englischen Missionsblattes „Epiphany“ ein Brief einer gebildeten Mohammedanerin ein: „Ich habe mein Lebenlang den Islam studiert. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß der Islam keine passende Religion für uns ist. Mein Vater hindert uns zwar nicht, am Sonntag den christlichen Gottesdienst zu besuchen, aber ich bin doch fest an den Islam gebunden. . . Für ein- und dasselbe Vergehen werden Frauen schwer, Männer überhaupt nicht bestraft. Beim Erbe erhalten wir die Hälfte von dem Anteil unserer Brüder. Wir sollen keine höhere Bildung haben. Wir sind eingeschlossen hinter den finsternen Wänden unserer Häuser. Wir haben keinen Platz in der Gesellschaft. Ich weiß nicht, wozu wir von Gott geschaffen sind. Sind wir nur dazu da, um die Leidenschaften des Mannes zu befriedigen? . . . Ich wurde als Kind von 10 Jahren mit einem unwissenden Manne von 50 Jahren verheiratet. Meine Schwester wurde im Alter von 17 Jahren mit einem Jungen von 15 Jahren verheiratet. Mein Mann nahm Nebenfrauen und hat kürzlich noch eine rechte Frau meines Alters geheiratet. Wehe den Mädchen, die durch ihre eigenen Eltern geopfert sind! Fluch den Eltern, welche ihre Kinder verkaufen! Ich verdamme die Religion, die solch einen Angriff auf die Frau erlaubt. Ich habe mich an den Herausgeber der Zeitschrift ‚The Light‘ (Das Licht)¹⁾ in Lahore gewendet, der stets der Anwalt des Islams sein will. Aber er verhält sich ruhig. Gern würde ich Christin werden, aber man würde mich sofort im Frauengemach einsperren.“

So weit die indische Mohammedanerin. So ist es bis heute geblieben. Würde eine solche Frau sich scheiden lassen, so

¹⁾ Das ist ein Organ der mohammedanischen Sekte der Ahmadija in Indien, die über die ganze mohammedanische Welt verbreitet ist.

wäre sie der öffentlichen Verachtung preisgegeben. Ein Mann, noch dazu einer höheren Standes, der sich scheiden läßt, wird deshalb selten über die Wöfel angesehen. Viele, auch gebildete Mohammedaner, treten öffentlich noch immer für das schreckliche Purdah-System ein. Und es ist eine Ausnahme, daß z. B. auf einem Essen selbst die Frauen der Professoren der moslemischen Aligarh-Universität sich unverschleiert zeigen dürfen und sich unter den Männern frei bewegen. Wohl sind mohammedanische indische Frauen in einer Frauenliga vereinigt zum Kampf gegen das Purdah-System, aber man ist vorsichtig, selbst an der Kleidermode wagt man nichts zu ändern.

Die Klagen über den geringen Anteil der Mohammedanerinnen an dem Schulunterricht, besonders auf den höheren Stufen, wollen nicht verstummen. Der Schulbesuch ist nicht viel besser als bei den Hindu. Dort besuchen 7,7 Prozent der Knaben und 1,6 Prozent der Mädchen die Schule, bei den Mohammedanern 8 Prozent Knaben und 1,8 Prozent Mädchen. Ja, während von den Christen 72 Prozent der Männer lesen können und 18 Prozent der Frauen und bei den Hindu 15 Prozent der Männer und eineinhalb Prozent der Frauen, können bei den Moslem nur 8 Proz. der Männer lesen und ein halb Prozent der Frauen. So ungünstig wirkt noch immer die Abschließung der Frau.

Manche Mohammedaner senden auch heute noch ihre Kinder in christliche Schulen. Mohammedanische Mädchen, die dort die Freiheit kennengelernt haben, empfinden dann zu Hause die Abschließung nur um so schmerzlicher. Leider gibt es noch recht wenig für die Frauen geeignete Lektüre. Einige fortgeschrittene Frauen geben allerdings besondere Frauenzeitungen heraus, in denen die völlige Gleichberechtigung von Mann und Frau betont wird. Aber vielleicht haben die mohammedanischen Männer nicht unrecht, wenn sie bei einer plötzlichen Befreiung der bisher abgesperrten Frauen viele Unzuträglichkeiten voraussehen. Das unvermittelte Heraustreten der Frau aus ihrer Abgeschlossenheit, der Frau, die die sittlichen Kräfte des Evangeliums nicht kennt, kann in der Tat verheerend wirken.

Es kann nicht genug davor gewarnt werden, die Wirkung der Freiheitsbewegung in der indisch-moslemischen Frauenwelt zu überschätzen. Noch in der allerneuesten Zeit z. B. hören wir aus Nordmalabar, aus dem Gebiet der Basler Mission, daß immer noch moslemische Knaben im Alter von 14—18 Jahren mit Mädchen

von 11 und 12 Jahren verheiratet werden. Ja, wenn der Vater in finanziellem Druck ist, werden die islamischen Töchter schon mit eineinhalb und zwei Jahren ausgeheiratet. Auch die Polygamie ist in Südindien noch in voller Blüte. 80 Prozent der Mohammedaner haben zwei Frauen und mehr, 20 Prozent von diesen drei und vier Frauen.

Dennoch soll nicht bestritten werden, daß besonders die durch Gandhi wachgerufene nationale Bewegung auch die moslemische Frauenwelt ergriffen hat, so daß man auch bei ihr von einer zunehmenden Abneigung gegen die Polygamie wohl sprechen darf. Höhergestellte Väter verweigern ihre Töchter, wenn sie als zweite oder dritte Frauen begehrt werden. Das entspricht der Entschließung, welche schon 1924 auf der allindisch-moslemischen Frauenkonferenz gefaßt wurde. Auch unter der Männerwelt verbreitet sich mehr und mehr die Ansicht, daß die Polygamie eines rechten Mannes unwürdig sei.

Wie stark übrigens auch die Frauen von der nationalen Bewegung gerade in Indien ergriffen sind, zeigt das Verhalten der Familie des Maulana Mohammed Ali, der im Februar 1931 in London starb — gelegentlich der berühmten Konferenz „am runden Tisch“, in welcher die englische Regierung mit den Führern über die politische Stellung Englands zu Indien beriet — und mit großem Pomp in Jerusalem beerdigt wurde. Er und sein Bruder Schaukat Ali wurden im Jahre 1920 auf drei Jahre ins Gefängnis geworfen, weil sie die Moslemin aufforderten, keine englischen Dienste mehr anzunehmen. Als man die Mutter um dieses ihr Schicksal beklagte, sagte sie: „Wofür habe ich denn meine Kinder? Doch um meinem Volke zu helfen.“

Die modernen Forderungen der Frauen, daß die Heiratskontrakte nicht nur einseitig von dem Manne gemacht werden sollen wie bisher, während den Frauen keinerlei Eherecht zur Seite steht, dringen mehr und mehr durch. Auch in Indien haben moslemische Frauen es vereinzelt wenigstens erreicht, einen selbständigen Beruf zu bekleiden. Es gibt moslemische Lehrerinnen, Erziehungsinspektorinnen, Krankenpflegerinnen, Assistentärztinnen, Zahnärztinnen und Schriftstellerinnen, die an Zeitungen arbeiten oder Novellen schreiben. Viele von diesen Frauen haben ihre Ausbildung auf christlichen Schulen erhalten. Denn die Mohammedaner schicken ihre Kinder gern in die Missionschulen, weil der Unterricht dort sorgfältiger und gewissenhafter ist.

Eigentümlich ist die Meinung gewisser indischer und moslemischer Kreise, das Christentum sei in bezug auf die Wertung der Frau rückständig. So erklären z. B. die oben erwähnten Ahmadija-Leute 1. Mos. 3, 16 stehe z. B. „Er soll dein Herr sein“, während nach Koran 2, 28 (33) dem Adam und seinem Weibe der Garten Eden übergeben werde, ohne daß der eine Ehegatte über den andern gesetzt werde. Aber solche Beschuldigungen können doch nur Leute erheben, welche wissen, daß ihre Zuhörer weder die Bibel noch den Koran kennen. Denn im Neuen Testament wird uns Kol. 3, 19 deutlich gesagt, wie jenes alttestamentliche Wort zu verstehen ist: „Ihr Männer, liebet eure Frauen und seid nicht bitter gegen sie!“ Aber gerade im Koran 4, 38 finden wir das furchtbare Wort: „Die rechtschaffenen Frauen sind gehorsam. Diejenigen aber, für deren Widerspenstigkeit ihr fürchtet, verbannt in die Schlafgemächer und schlagt sie!“ —

Wenn wir uns nun Niederländisch-Indien zuwenden, so betreten wir damit ein moslemisches Gebiet, in dem auch die christliche Mission schöne Erfolge zu verzeichnen hat. Unter den über 40 Millionen Mohammedanern auf Java zählen wir über 40000 Christen. Man darf auf eine jährliche Zunahme von fast 4000 rechnen. Die Frauen hatten hier zwar von jeher eine verhältnismäßig selbständige Stellung. Im javanischen Dorf z. B. wählt sogar die geschiedene Frau und die Witwe den Dorfhäuptling mit. Sie darf sich sogar im Falle der Verhinderung durch einen Mann vertreten lassen. Es gab auf Java Länder, in denen Fürstinnen regierten, und in Sumatra habe ich Mohammedanerinnen kennengelernt, die als Häuptlingsfrauen in ihren Dörfern das entscheidende Wort sprachen. Die bejahrte Frau wird auf Java heute noch gern als Unterhändlerin und Vermittlerin benutzt, etwa beim Schließen von Heiraten, aber auch bei der Beendigung von Streitigkeiten und sogar von Kriegen.

Nur ein Teil der Frauen auf Java lebt in Abgeschlossenheit. Dort werden die vornehmen Mädchen, wenigstens vom zwölften Lebensjahre ab, möglichst im Hause gehalten. In den niedrigen Volksklassen besitzen die Mädchen allerdings Bewegungsfreiheit. Auf den andern Inseln kennt man keine Freiheitsbeschränkungen. Neuerdings machen sich allerdings Gegenbewegungen geltend. Man fordert schärfere Durchführung der religiösen Gesetze. Man sieht sogar in dem Schleier ein Zeichen des Fortschritts. Die westliche Ehe wird heruntergesetzt. Der Unterschied zwischen dem Westen

und Osten sei nur dieser: der Osten habe eine geregelte Vielweiberei, der Westen eine gesetzlich nicht geregelte.

Eine bedeutende Vorkämpferin in der Freiheitsbewegung war die Tochter des Fürsten von Japara, die Raden Adjing Kartini, die leider schon mit 25 Jahren starb. Ihre Briefe, unter dem Titel „Von der Finsternis zum Licht“ herausgegeben, trugen mit dazu bei, die soziale Not der javanischen Frau allgemein bekannt zu machen. Diese edle Frau rief im javanischen Adel eine Bewegung ins Leben, eine Reihe von Kartini-Schulen wurden gegründet. Die Trägerin dieses Namens machte sich freilich keine übertriebenen Hoffnungen. Sie erwartete den Umschwung erst nach drei Generationen. Er ist aber viel rascher eingetreten, als sie erwartete. Heute gibt es eine große Menge von moslemischen Frauenvereinigungen, auch auf Sumatra, Java und Celebes, welche die Erziehung und Ausbildung der Frau, die Errichtung von Schulen auf ihre Fahne geschrieben haben. Ubrigens verdanken z. T. solche Schulgründungen ihr Dasein auch dem Beispiel der christlichen Missionschulen, welche schon immer eine große Anzahl von moslemischen Schülerinnen hatten.

Auch der Kampf der christlichen Mission gegen die Eheschäden war nicht vergeblich. Vornehme javanische Frauen schrieben gegen die Polygamie, gegen das Halten von Nebenfrauen, gegen die Zwangs- und Kinderheirat. Manches hat sich in der Tat zum Besseren geändert. Während sich früher ein vornehmer Mann schämte, nur eine Frau zu besitzen, wird heute sogar die selbständige unverheiratete Frau geachtet. Trotzdem der moslemische Glaube die Vielehe erlaubt, sind viele Männer bereit, dieses ihr religiöses Recht nicht mehr in Anspruch zu nehmen.

Die javanischen Frauen sind verständig: „Es kommt nicht darauf an,“ schreibt eine derselben, „daß wir hohe Ämter bekleiden oder im Parlament sitzen, sondern daß wir für die Frauen geeignete Berufe herausfinden.“ Sie sind zufrieden, daß sich schon viele Mädchen heute keinen Gatten mehr aufzwingen lassen, sondern die Möglichkeit gegenseitigen Sichkennenlernens vor der Ehe fordern.

Eine neue Gefahr zieht jetzt für die moslemische Frauenwelt Indonesiens herauf durch die bolschewistische Bewegung. Diese Kreise sind freilich so klug, daß sie die Bedeutung der Mutter für das heranwachsende Geschlecht ausdrücklich anerkennen. Nur so kann man es sich erklären, daß in einem so gut moslemischen Lande wie z. B. Menangkabau in Sumatra, wo die Familie von alters her

viel gilt, dennoch die bolschewistische Bewegung einen gewissen Einfluß auf die moslemische Frauenwelt gewonnen hat.

Recht trostlos ist nach wie vor die Lage der moslemischen Frau in Nordafrika. Von Tripolis bis nach Marokko sind ungefähr noch sieben Millionen Frauen in die Harems fest eingeschlossen. Wohl wurden nach dem Kriege vorzügliche Schulen eröffnet, besonders in Algier, Tunis und Marokko, aber höchstens zwei Prozent der Frauen in Algier — in Tunis sind es noch weniger, in Marokko überhaupt keine — besuchen die Schulen. Wohl ist durch den Krieg eine stärkere Berührung mit den Europäern zustande gekommen; denn viele Nordafrikaner arbeiten heute in Frankreich oder waren als Soldaten dort. Sie haben in Europa das Zusammenleben von Mann und Frau gesehen, haben das Familienleben schätzen gelernt. Ein Verlangen nach besserer Erziehung der eigenen Töchter ist von selbst entstanden. Aber im ganzen ist selbst bei Frauen, die in ihrer Jugend einmal eine Schule besucht haben, das Bildungsbedürfnis merkwürdig gering. Der katholische Orden der Weißen Schwestern ist schon froh, wenn er den Frauen ein wenig Unterricht im Schreiben und Rechnen, in der Gesundheitslehre und in der Weberei geben kann. Das ist ja auch viel gesünder, als wenn sonst ziemlich ungebildete Frauen stolz darauf sind, französische Zeitschriften und Romane lesen zu können, oder gar eine Reise nach Paris machen, von der sie natürlich keinerlei Förderung mitbringen mangels jeder Vorbildung.

Günstiger liegen die Verhältnisse in Ägypten. Denn schon im Erziehungsgesetz von 1923 wurde ausdrücklich die Mädchenwelt berücksichtigt. Freilich im ganzen Orient ist der Weg vom geschriebenen Gesetz bis zur Durchführung recht weit. Vor allen Dingen fehlt es auch noch an Lehrerinnen und Schulgebäuden, um die gute Absicht des Gesetzes auszuführen. Ob es klug war, schon 1924 einer Frau die Aufsicht über das weibliche Schulwesen zu übertragen, mag dahingestellt sein. Aber der Umstand, daß die Männer anfangen, Wert darauf zu legen, gebildete Frauen zu bekommen, wird mehr als alle Gesetze die Schulbildung der Frau aus den höheren Ständen fördern. Sie wird in nicht zu langer Zeit zu den Selbstverständlichkeiten gehören.

Das Erziehungsministerium sendet sogar junge Mädchen zum Studium nach England. Auch in Deutschland gibt es Ägypterinnen, welche auf eigene Kosten studieren. Das hat denn auch zur Folge gehabt, daß die Polygamie in den höheren Klassen der Bevölkerung Ägyptens heute nicht mehr Sitte ist. Allerdings viele Männer aus

dem Volke haben immer noch mehr als eine Frau. Aber die Frauenvereinigungen, z. B. die Gesellschaft ägyptischer Frauen, treten unermüdet für den sozialen und sittlichen Fortschritt der Frau ein. Man wagt sogar, in Büchern, die ungestraft in Ägypten erscheinen dürfen, den Propheten wegen seines Verhaltens gegenüber der Frau heftig zu tadeln!

Der vordere Orient. Jener Umschwung in Ägypten wäre nicht zustande gekommen, wenn die evangelische Mission nicht so unermüdet sich der moslemischen schulbedürftigen Mädchenwelt angenommen hätte. Insofern ist jener Fortschritt eine Folge der christlichen Bemühungen, und in manchen Ländern — in Mesopotamien und Syrien — finden sich überhaupt nur in den christlichen Schulen Frauen. Denn die sogenannten Frauenklubs, z. B. in Bagdad, bedeuten noch nicht viel. Die moslemische Presse bekämpft den Fortschritt und hat dabei in manchem Stück zweifellos recht, wenn sie z. B. Frauenumzüge für ein gefährliches Gift erklärt. Aber die wirklichen Verhältnisse macht man sich leicht ein falsches Bild, wenn man dem Gerede modern gerichteter arabischer Zeitungen ohne weiteres traut. Gewiß, in Arabien, Syrien, Palästina so gut wie im Sudan und Abessinien und Turkestan hat auch die Vielweiberei abgenommen, aber noch immer ist das Los der Frau drückend, besonders durch die häufigen Ehescheidungen. Wie trostlos, selbst in Syrien, immer noch die Verhältnisse sind, mag folgender Vorfall erläutern: Der brasilianische Arzt Dr. Carler Frank fand Frauen aus gebildeten brasilianischen Familien, die in Brasilien reiche syrische Kaufleute geheiratet hatten und später mit ihren Männern nach Syrien zurückgekehrt waren und nun von ihren Männern in einer Art von Sklaverei gehalten wurden. Sehr gegen ihren Willen waren sie gezwungen, polygam zu leben. Es ist dem diesem Arzt gelungen, diese Frauen mit Hilfe von andern Syrern, die in Brasilien lebten, wieder zu befreien.

Eine Frauennot eigener Art hat sich neuerdings in Arabien geltend gemacht. Im September 1930 klagte die Regierung des vielgenannten Königs Ibn Saud über den Rückgang der Heiratslust bei den arabischen Männern. Die Gründe dafür sind zu hohe Brautgeschenke und zu große Abgaben an den Schwiegervater. Dadurch wird das Familienleben von vornherein so sehr verteuert, daß die jungen Männer lieber gar nicht heiraten. Die Regierung hat nun eine Notverordnung erlassen, nach der jeder junge Mann

von 18 Jahren heiraten muß. Die Brautgeschenke werden den Verhältnissen entsprechend durch Regierungsbefehl heruntergesetzt.

Auch in Persien wächst die Zahl der Schülerinnen beständig. 1930 zählte man 30000 Schülerinnen in ganz Persien. Die Mädchen verlangen von der Regierung, daß sie auch mit unter die Zahl der Studenten aufgenommen werden, die jedes Jahr vom Staat ins Ausland geschickt werden. Es gibt schon weibliche Lehrerinnen, Krankenpflegerinnen und Hebammen im Lande, und es fehlt nicht an ernsthaften Bemühungen, das Alter für die Frauenheiraten heraufzusetzen. Es hat sich sogar eine kleine Gesellschaft gebildet, welche bestrebt ist, durch gesetzliche Maßnahmen zu erreichen, daß die Frau erst vom 16. Lebensjahre an heiraten darf. Bei allem Gerede gegen die Polygamie ist aber nach wie vor in den höheren Ständen die Vielehe nicht ungewöhnlich. Leider verbieten die persischen Schulgesetze den Missionaren, mohammedanischen Mädchen christlichen Unterricht zu erteilen. Trotzdem kam der anglikanische Bischof Linton von vielen Mädchen berichten, die sich taufen ließen. In der Öffentlichkeit spielt die Frage, ob die Verschleierung der Frau aufgehoben werden soll, eine große Rolle. Ihre Abschaffung ist aber noch nicht erreicht. 1928 wagten mehrere Frauen und Schülerinnen unverschleiert über die Straße zu gehen. Ja, der Polizeipräsident von Teheran erschien eines Tages in einem Kaffee in einem Erholungsort in Begleitung seiner Frau. Man faßte das als eine Erlaubnis für verschleierte Frauen auf, in der Öffentlichkeit mit Männern zu erscheinen. Männer und Frauen gingen von da ab oft unverschleiert über die Straße. Sie besuchten gemeinsam das Kino, hatten aber dort getrennte Plätze. Eine berühmte mohammedanische Sängerin sang sogar ganz unverschleiert in einem öffentlichen Konzert vor einem gemischten Publikum. Allerdings mußte die Polizei sowohl den Eintritt in den Saal als auch das Gebäude bewachen. Doch geschah nichts. Aber nach der Revolution in Afghanistan, die ja einen vollen Sieg der altgläubigen Afghanen bedeutete, sah man in Persien ein, daß man langsamer vorgehen mußte, wenn man nicht eine Revolution heraufbeschwören wollte. Dennoch wird auf die Dauer die Entschleierung der Frau nicht aufzuhalten sein. Einige Frauen gehen nach wie vor unverschleiert. Ja, Frauen, die von Europa kommen, behalten europäische Kleidung bei. Kinder, die neun Jahre alt werden, legen den Schleier nicht immer an. Andere tragen kurze Kleider, Stöckelschuhe und Bubi-kopf. Ja, der sehr verkürzte Gesichtsschleier läßt die Spuren von

Buder und Lippenstift deutlich erkennen. Und in dem Autobus läßt es sich einfach nicht vermeiden, daß Frauen neben Männern sitzen.

Schwere Verfolgungszeiten hat augenblicklich der Islam in Turkestan durchzumachen infolge der bolschewistischen Sowjetregierung. Schon sind eine Reihe von turkestanischen Moslemin nach Delhi in Indien geflüchtet. Denn seit fünf Jahren werden sie schwer unterdrückt. Koran und heilige Bücher sind beschlagnahmt. Die religiösen Lehrer sind vertrieben. Die Besucher der Moscheen mußten hohe Gebühren bezahlen. Mohammedanische Prediger, die sich dagegen auflehnten, wurden gefangengesetzt, erschossen oder nach Moskau gesandt. Man hat sie nie wieder gesehen. Die religiösen Schulen wurden geschlossen. Die mohammedanischen Kinder wurden mit Gewalt in atheistische Schulen gebracht und sie wurden angeleitet, den Glauben ihrer Eltern verächtlich zu machen. Vor den islamischen Geistlichen geschlossene Ehen wurden für ungültig erklärt. Wallfahrern wurden die Pässe verweigert. Fasten zu religiösen Zwecken wurde mit hohen Strafen bedroht. Natürlich ging man genau so gegen die Juden und Christen vor. Auch im Gebiet der Tataren in Rußland selbst entfaltet der Bolschewismus eine rege Propaganda. Eine Menge von Blättern und Schriften erscheinen zur Werbung für den Bolschewismus.

Die weitesten Fortschritte in der Frauenbewegung sind natürlich in der Türkei gemacht worden. Allerdings scheint in der allerneusten Zeit die Fortschrittsbewegung in der Türkei sich überschlagen zu haben. Ja, es scheint an manchen Stellen sogar eine Rückwärtsbewegung zum alten Islam stattzufinden. Davon wird aber die Frauenbewegung nur teilweise berührt, und — das ist besonders merkwürdig — sie scheint, wenn nicht alles trügt, die gegenwärtige Rückwärtsbewegung glücklich zu überstehen. Die gänzliche Scheidung der Geschlechter scheint überwunden zu sein. Trennung der Geschlechter in der Eisenbahn ist fortgefallen. Männer und Frauen gehen eingehakt über die Straße. Die Frauen der eingeborenen Türken in Angora machen Gesellschaften mit wie die europäischen und amerikanischen Damen. In den höheren Schulen sind 25 Proz. der Schülerinnen Frauen und auf den Universitäten studieren die Türkinnen mit denselben Rechten wie die Studenten als Mediziner und Juristen. Sie bewegen sich in Kleidung und Lebensweise völlig frei unter den männlichen Studierenden. Einige türkische Studentinnen halten sich sogar an auswärtigen Universitäten auf. Frauen

trifft man wie bei uns an den Posthaltern und in den Bankkontoren völlig gleichberechtigt neben den Männern.

Während der Wahlzeiten kommt es vor, daß Frauen von einem Auto aus Wahlreden halten. Sie besitzen ja das aktive und passive Wahlrecht. In der Türkei haben die Bemühungen der organisierten Frauenbewegung zweifellos einen durchschlagenden Erfolg gehabt. Ja, es fehlt nicht an Persönlichkeiten, welche eine noch gründlichere Umstellung im Verhältnis der Geschlechter im Sinne der frauenrechtlerischen Bewegung erkämpfen möchten. Und auch in der Türkei sind viele dieser Mohammedanerinnen in christlichen Schulen ausgebildet und haben dort etwas von der köstlichen Freiheit geschmeckt. Schon 1924 stellte bei einem Erziehungskongreß allein die Stadt Konstantinopel 1000 weibliche Abgeordnete. Und auf einem Lehrerkongreß in Angora waren nicht weniger als 200 weibliche Vertreter anwesend. Weiterblickende türkische Schriftsteller und Dichter der neueren Zeit hatten bald erkannt, daß die Kulturfrage der Türkei die Frauenfrage sei. Der Schauspieldichter Hamid läßt seinen Helden sagen: „Da ich mich der Meinung nicht anschließen kann, die Frauen hätten an den geistigen Vorzügen und Gütern, mit denen die Menschheit begabt ist, nicht den gleichen Anteil (wie die Männer), so halte ich die Ansicht für absurd, die Frauen seien geistig minderwertig.“ Und ein anderer, Mehmed Emin, wagte sogar in einem Gedicht die Worte: „Wir stellten die Frau dem Tiere gleich, Wir blickten auf dich herab wie schon auf deine Mutter, Dich auch machten wir hilflos und elend! . . .“ Endlich Abdülhaqq Hamid sagt in seinem Gedicht „Eine Predigt an den Prediger“ von der Frau: „Solange die Frau nicht in ihrem vollen Werte geschätzt wird, bleibt auch dieses Leben unvollkommen . . . / Soll der Aufbau der Familie der Gerechtigkeit entsprechen, / So ist in drei Dingen Gleichheit nötig: in der Eheschließung, in der Scheidung und in der Erbschaft.“ Und an anderer Stelle: „Die Gesellschaft beruht auf drei Säulen. Die erste ist die Familie! / Du bist es, das Weib ist es, das dieses Nest der Religion gebaut hat. / Du bist es, die zuerst das Banner der Gesittung in die Hand genommen. / Dein Name ist es, der mit goldenen Buchstaben darauf zu schreiben ist.“ In einer angesehenen Zeitschrift erschienen in jüngster Zeit Artikel über das Leben des Propheten, in welchen schonungslos die Eheirrungen des Propheten aufgedeckt wurden. Außerdem ist inzwischen durch das Gesetz vom Oktober 1926 die Polygamie einfach verboten. Die Harems, in denen die Frauen abgeschlossen waren, sind zwangsweise geöffnet,

der Vorhang in der Eisenbahn, der das Frauenabteil abtrennte, ist verschwunden.

Leider wäre es aber ein großer Irrtum, wenn man meinte, diese Bewegung hätte die türkische Frauenwelt etwa dem Evangelium nähergebracht. Davon bemerken wir leider nichts. Im Gegenteil: wo wirklich junge Menschen sich dem Evangelium genähert haben, hat das immer sehr üble Folgen für die Betreffenden gehabt, so daß es nicht ratsam ist, über solche Annäherungen etwas zu veröffentlichen.

Überhaupt hat die neue Zeit die Mehrzahl der Gebildeten der eigenen Religion entfremdet, und sie sind — wenigstens vorübergehend — der Religionslosigkeit verfallen. Eine westlich gebildete Türkin sagte kürzlich: „Wir sind keine Moslem mehr. Wir warten, ob eine andere Gegend einen reformierten Islam hervorbringen wird.“ Daraus wird es verständlich, daß gegenüber dieser Verweltlichung neuerdings eine Gegenwirkung sich bemerkbar macht. Alle wirklich landeskundigen Beobachter haben das seit Jahren vorausgesagt. Während des letzten Fastenmonats 1931 kam es zu gewaltigen Protestkundgebungen der altgläubigen Bevölkerung gegenüber der modernen Verweltlichung, der Gottlosigkeit und des Unglaubens. Die großen Moscheen von Konstantinopel, die in den letzten Jahren nur noch kümmerlich besucht waren, konnten die Massen der Gläubigen kaum fassen, so daß die sonst verschlossenen Emporen geöffnet werden mußten, und doch wollte der Platz nicht reichen. Viele Moscheen mußten wegen Überfüllung gesperrt werden. Diese rückläufige Bewegung hat — und das ist sehr merkwürdig — gerade die gebildeten Kreise und die Politiker ergriffen. Man sah nicht nur Professoren und Studenten in den Moscheen, sondern sogar Offiziere und Parteibeamte. Ernste Andächtigkeit war auf den Gesichtern zu bemerken. Alle schienen von einem neuen religiösen Eifer erfaßt zu sein. Man wird es hier kaum mit einem vorübergehenden Aufflackern alter, noch nicht völlig verschwundener Gewohnheiten zu tun haben. Denn die neuen Lebensformen haben sich in einer eigentümlichen Form mit den alten religiösen Gewohnheiten vermählt. Während früher in den meisten Moscheen der Frau der Zutritt überhaupt verboten war, in einigen ihnen höchstens besondere Plätze zugewiesen wurden, gehen jetzt die Frauen mit ihren Männern in die Moscheen, die Schwestern mit ihren Brüdern, die Mutter mit ihren erwachsenen Töchtern. Das ist ein schlagender Beweis dafür, daß sich die Vorwärtsbewegung der modernen Frau

nicht aufhalten läßt. Allerdings verlangt man von den Frauen, daß sie nicht ganz unverschleiert die heiligen Räume betreten möchten.

Auch die Derwischorden, welche durch Staatsgesetz aufgehoben sind, erfreuen sich eines neuen starken Interesses bei der Bevölkerung, und auch hier sind es gerade die Frauen, welche besonders fleißig an den Übungen der Derwische teilnehmen. Von der Bruderschaft der Nakshibendi wird sogar berichtet, sie hätte ebensoviele Frauen wie Männer unter den Ordensmitgliedern. Nicht nur der Vater mit seinen Töchtern treten bei, sondern sogar sehr viele Ehepaare.

Gerade weil hier nicht eine mechanische Umkehr zum alten Islam sichtbar wird, sondern weil man augenscheinlich aus den letzten Jahrzehnten der völligen Verweltlichung doch auch etwas gelernt hat, scheint mir diese Bewegung noch eine Zukunft zu haben. Augenscheinlich hat man begriffen, daß man auch in unserer Zeit nicht ohne schweren Schaden die Frau von dem religiösen Leben ausschaltet. Es mag sein, daß diese religiöse Erneuerung eine völlig neue Wertschätzung der Frau bringt und damit eine Erneuerung des Familienlebens. Auch auf anderen Gebieten fängt man an, die Mißgriffe des früheren islamischen Lebens in der Türkei einzusehen. Man hat z. B. verstanden, daß man in unseren Tagen für die Vorbildung der Geistlichen ganz anders wie bisher Fürsorge tragen muß.

Dennoch bleibt es fraglich, ob der Islam die nötige Kraft aufbringt, von innen heraus diese Reformen ohne die Antastung des alten Glaubens aus sich heraus zu entwickeln. Bisher haben sich solchen Versuchen immer große Schwierigkeiten entgegengestellt, weil der alte islamische Glaube sich nur sehr schwer mit den Anforderungen der neuen Zeit in Einklang bringen läßt. Man muß den Koran an vielen entscheidenden Stellen umdeuten, wenn man von ihm her eine freiere Stellung der Frau begründen will. Ob auf diesem Wege der islamischen Welt wirklich geholfen werden kann, solange sie sich noch gegen allen christlichen Einfluß energisch wehrt, das bleibt abzuwarten. Wir unsererseits möchten glauben, daß der entsehlliche Niedergang der moslemischen Frau und des moslemischen Familienlebens von Grund aus nur gebessert wird, wenn Mann und Frau sich entschließen, dem einen Herrn zu gehorchen, der, von Gott gesandt, sein Erlösungswerk an der ganzen Menschheit vollenden möchte, in welches auch die moslemische Frauenwelt von vornherein eingeschlossen ist.

Geht diese moslemische Frauenwelt uns Deutsche auch etwas an? Leider haben unsere deutschen Missionsgesellschaften nur

einige ganz bescheidene Arbeiten in der Türkei, in Agypten und unter den Mohammedanern in Bulgarien. Wir werden auch heute schwerlich mehr tun können. Denn leider muß ja jede Gesellschaft in der Notzeit der Gegenwart ihre Arbeit soweit wie möglich einschränken. Aber eins dürfen wir nicht vergessen: die meisten deutschen Missionsgesellschaften in Afrika, in Indien und Indonesien haben längst schon Fühlung mit dem Islam genommen und auf Java und Sumatra schon eine Reihe von Gemeinden gesammelt, die sich ganz aus früheren Mohammedanern zusammensetzen. Wer die Verhältnisse kennt, der weiß, daß viele Heidenchristen in Niederländisch-Indien und Ost- und Westafrika längst eine Beute des Islams geworden wären, wenn die evangelische Mission nicht mit ihrer Verkündigung dem Worte des Propheten zuvorgekommen wäre. Und es ist sehr oft der Widerstand unserer tapferen heidenchristlichen Frauen gewesen, der dem Ansturm des Islams sich geschlossen entgegenstellte, weil sie unter keinen Umständen wieder in die erniedrigende Stellung der moslemischen Frauenwelt zurückgleiten wollten.
